Wahnsinn I Th.

Blas. Höfel sc.

Biographien
der
Wahnsinnigen.

Von

Christ. Heinr. Spieß.

Erstes Bändchen.

Leipzig.
1810.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Katharine P***rin.

Heiter ging am Abende des letzten Aprills die Sonne unter, rein und glänzend stieg sie am folgenden Morgen über die Gebirge empor, und verkündigte mit freundlichem Blicke der erwachenden Erde, daß mit ihr der junge, blumenreiche May nahe. Ihre Strahlen weckten mich, ich erstieg froh und munter die hohen Gebirge, welche von allen Seiten die Böhmische Bergstadt Ellbogen umfassen, in ihrem engen Schooße zwar väterlich für Sturm und Wetter schützen, aber auch nur karg und sparsam auf ihrem magern Rücken ernähren. Schon lange hatte ich nicht frey geathmet; der mehr als launige, oft heimtückische Aprill hatte mich zwar oft mit lachendem Blicke zum Spatziergange geladen, aber auch selten ungeneckt wieder heim ziehen lassen. Immer jagte mich sein kalter Freund, der böse Nordwind, vom Berge herab, oft überraschte er mich mit einem schnellen Regenschauer, wenn ich im Thale gelagert, mich allzu tief im Anschauen des blühenden Gänseblümchens verlor, oder gelockt vom

duftenden Veilchengeruch, unter den Felsen umher kroch.

Seine Macht hatte nun geendet, ich wollte die sanfte Regierung seines jungen Nachfolgers vollkommen genießen, erstieg glücklich den hohen Galgenberg, und stand jetzt angelehnt an seiner höchsten Spitze. Die Aussicht, welche er von da aus gewährt, ist reitzend und schön, ich hatte sie schon im Zirkel meiner Freunde, oft auch allein genossen, immer fand mein Auge neue Gegenstände, immer kehrte ich belohnt zurück. Heute hoffte ich, nach so langer Zeit, mich wieder an diesem Anblicke zu laben, aber meine gereitzte Erwartung wurde — nach dem gewöhnlichen Loose der Sterblichen — ganz vereitelt. Dicker, undurchdringlicher Nebel füllte alle die reitzenden Thäler, welche man von hier aus sonst überblicken konnte, er deckte die kleinen Silberbäche, welche sich so angenehm unter Fichten und Tannen von Bergen herab nach dem Eger-Flusse schlängeln, er verbarg die romantischen Hütten und Scheunen, mit welchen die benachbarten Berge und Thäler übersäet sind, er verhinderte mich, zuzusehen: wie die Eger im langsamen, schleichenden Gange den Nahmen der Stadt, einen Ellbogen, bildet, und endlich verdrießlich über den allzu langen Aufenthalt im schnellen, eilenden Laufe links in's Felsenthal hinab rauscht. Nur die Rücken der höchsten Berge hoben sich aus dem Nebelmeere empor, mein Auge irrte darin umher, und konnte selten einen Ruhepunct finden, weil der neidische Nebel sie mir,

indeß er sich höher hob, immer wieder raubte. Die Sonne kämpfte mit ihm, ich beschloß, dem Kampfe zuzusehen, und, würde die Sonne Sieger, ihr Siegesfest feyern zu helfen. Gehüllt in meinen Mantel, gelagert am Boden, beschützt von einem Felsenstücke harrte ich geduldig des Ausgangs. Es war alles still und öde um mich her, nur das Weibchen eines Emmerlings baute im nahen Wachholderstrauche sein Nest, und zwitscherte fröhlich, wenn ihm der geliebte Gatte eine kleine Feder im Schnabel herbey trug. Jetzt hoben sich in der weiten Ferne aus dem Nebelmeere die Thürme der Marie = Kulmer-Kirche empor, bald sah ich auch ihre Fenster, sie glänzten, von der Sonne beleuchtet, gleich Spiegeln und blendeten mein Auge, es sank hinab in den dunkeln Wald, der sie umgibt, und dessen Spitzen nun auch sichtbar wurden. Ich erinnerte mich der großen Räuberhöhle, auf welcher diese Kirche erbaut ward, meine Einbildungskraft regte sich, ich sah die Räuber, mit Beute beladen, heim ziehen, sie führten gefesselte Jungfrauen in ihrer Mitte, ermordeten sie erbärmlich, und stürzten ihre Leichname in tiefe Bergschachten. Ich schauderte! — Mein Auge eilte weg von dieser Schreckensscene, und blieb an der alten Feste hangen, welche jetzt noch in Ellbogens Ringmauern steht, und einst von den mächtigen Markgrafen von Wohburg erbaut wurde. Kein Fenster blendete hier meinen Blick, ich konnte ungehindert in diesen Ruinen umher wandeln, ungehindert überlegen: wie einst drey Brüder dieses

mächtigen Stammes in den wenigen Gemächern Raum fanden, und doch oft alle Edeln rings umher fürstlich bewirtheten. Meine Einbildungskraft riß mich abermahls mit sich fort, ich war mit ihrer Hülfe eben der Minnesänger der schönen Markgräfinn Johanna geworden, sang eben, auf der Harfe spielend, ihr Lob, als mein Auge unten an der Feste ein kleines Fensterlein gewahrte, das dem Gefängnisse, in welchem einst Popel Lobkowitz blutete, sparsames Licht gab. Meine Harfe schwieg, ich gedachte des schrecklichen Hussiten-Krieges, ich sah rauben, plündern, morden; ich zitterte, mein gesenktes Auge starrte am Boden, und weigerte sich, ferner umher zu blicken. Viele kleine Hügel, die in Grabesgestalt zu meinen Füßen umher lagen, beschäftigten es bald auf's neue, der Gedanke des Todes ward in meiner Seele rege. Wenn auch dein Körper einst ruhen und schlafen wird, dachte sie jetzt, und leitete die Augen nach jenen unermeßlichen Gefilden empor, in welchen sie einst zu wohnen hoffte! Ich saß lange traurig und denkend, ich wollte mich zerstreuen, blickte rechts, und die Ruinen des nahen Galgens, den Kaiser Josephs Geboth, gleich allen seinen Mitbrüdern, zerstört hatte, lagen vor mir. Schnell durchbebte der Gedanke mein Herz, daß diese Hügel wahrscheinlich die Gräber wären, in welchen die Opfer der Gerechtigkeit, die ihr an dieser Stätte gebracht wurden, ruhten. O ihr Armen! dachte ich jetzt, euch ist wohl; aber weh, weh war euch's gewiß damahls,

als ihr, umgeben von der gaffenden Menge, euren Todeskampf kämpftet; zum letzten Mahle in der weiten Natur umher blicktet, und dann hingeschleppt wurdet, um unter der Hand des Henkers euer Leben zu enden! Vielleicht blutete manchmahl die verfolgte Unschuld an dieser Stätte! Vielleicht flehte sie hier oft vergebens um Rettung und Hülfe, und starb verzweifelnd! — — Kalter Schauer ergriff mich, ich sprang auf, und wandelte unter den Gräbern umher. Ich ging an den langen und großen Hügeln kalt vorüber, weil mein Gefühl hier die Ruhestätte der Räuber und Mörder vermuthete, ich weilte gerührt an den kürzern und kleinern, weil ich muthmaßte, daß hier diejenigen schliefen, welche das Schwert gerichtet hatte. Der Gedanke, daß unter diesen sich auch Kindermörderinnen befänden, ergriff mein Herz, und engte es mächtig. Ich sah die schuldlose Dirne unbefleckt und rein im einsamen Thale lustwandeln, ihr Verführer, ein abgefeimter Wollüstling, schlich hinter ihr her, rührte ihr offnes Herz, raubte ihre Unschuld, und eilte frohlockend von dannen. Meine Einbildungskraft überhüpfte einen Zeitraum von neun Monden, ich erblickte die nähmliche Dirne wieder in ihrer Schlafkammer; starr und verzweiflungsvoll umher blickend, saß sie einsam auf ihrem Bette, sie rang ihre Hände, sie flehte zu Gott um Rettung aus der Schande, die ihr unwiderruflich drohte. Sie hatte ihren Zustand vor Aller Augen bis jetzt verborgen, noch am Abende legte der alte Vater seg-

nend seine Hand auf ihr Haupt, und nannte sie die Hoffnung seiner alten Tage. Am Morgen sollte er erfahren, daß sein einziges Kind zur Hure geworden sey! Dieser Gedanke allein war ihr mehr als Hölle! Sie duldete die Schmerzen der Geburt im Stillen; als sie aber gebar, und ihr Schmerzenskind weinend die Schande der Mutter zu verkündigen begann, da ergriff es die Unglückliche im Gefühle der innigsten Scham, und erstickte es im Bette. Die That ward bald entdeckt, und sie blutete hier unter dem Schwerte des Henkers! Allmächtiger, richte du: ob er, der Verführer, der Meineidige, welcher ihre Ehre so boßhaft vernichtete, und raubte, was er nicht wieder geben konnte, nicht auch Theil hatte an der blutigen That, nicht hier zu bluten verdiente?

Eben wollte ich noch mehrere Fälle durchgehen, welche oft den rechtschaffenen Mann zu kleinen Verbrechen verleiten, zu größern zwingen, und wahrlich unverdient zum Hochgerichte führen, als ein melodischer Gesang, welcher aus dem nahen Thale herauf erscholl, meine Aufmerksamkeit weckte. Der dicke Nebel hinderte mein Auge, nach den Sängern umher zu spähen, ich horchte von neuem, und hörte nun deutlich, daß der Gesang sich immer nähere. Es waren zwey weibliche Stimmen, ein reiner Discant, begleitet von einem sehr wohlklingenden Alte. Sie sangen ausdrucksvoll und mit einem Gefühle von Andacht, welches sich nicht beschreiben läßt; da ich oft den Nahmen der Mutter Gottes in diesem

Liede nennen hörte; so schloß ich, daß es fromme Pilgerinnen wären, welche nach irgend einer Kirche wallfahrteten. Der angenehme Ton lockte mich mächtig, ich wollte eben folgen, als ich die beyden Sängerinnen gerade auf mich zu kommen sah, sie sangen noch immer, ich wollte sie nicht stören und trat abseits. Der Nebel umfloß sie nicht mehr, die Strahlen der Sonne beleuchteten sie hell. Voran ging im langsamen, feyerlichen Gange ein junges, hübsches Mädchen. Ihr großes, schwarzes Auge starrte gen Himmel, ihre Hände waren zu ihm empor gefaltet, in ihrem Gesichte glühte feurige Andacht, die mir an Schwärmerey zu gränzen schien, weil sich oft die sanften Züge ihres so schönen Gesichtes unregelmäßig verzogen. Ihr folgte ein kleines Mütterchen, das vom Alter tief gebückt war, es strickte fleißig an einem Strumpfe, und schien ohne besondere Theilnahme mit zu singen. Das Mädchen stand jetzt mitten unter den Grabhügeln, sein Gefühl erhob sich, seine Andacht verdoppelte sich, sie schwieg gedrängt von innerer Empfindung stille, ihre Lippen betheten, endlich begann sie den Gesang von neuem. Da sie ihn drey Mahl wiederhohlte, so gewann ich Zeit, das ganze Lied in meine Schreibtafel zu schreiben. Es sind seit dieser Zeit viele Jahre verflossen; aber wenn ich mich dieses Lieds erinnere, so tönt es noch immer melodisch in meinem Ohre. Man denke sich ein schönes Mädchen, das im größten Gefühle der Andacht, mit festem Glauben an sichere Erhörung,

auf der höchsten Zinne eines Berges steht, seine Hände zum Himmel empor hebt, und mit einem Ausdrucke, der sich nicht beschreiben läßt, schön und melodisch singt, dann nur kann man die Empfindungen messen, die es in mir erregte. Das Lied hat gar keine poetischen Schönheiten, ist voll Fehler, aber es ist mir heilig geworden, ich mag, ich wills nicht ändern, ich schreibe es wörtlich ab, ich füge die harmonische Melodie bey, und erwarte den Eindruck, welchen es, gesungen von einem schönen Munde, auf meine Leser machen wird:

Sey gegrüßt viel tausend Mahl!
Sey gegrüßt! o Jungfrau rein!
Du wirkst Wunder ohne Zahl,
Du erhörest Groß und Klein!
Darum rufe ich zu dir:
Mutter Gottes! Ach, hilf mir!

Hier lieg' ich zu deinen Füßen,
Mutter Jesu, hör mich an!
Ich will meine Sünden büßen,
Die ich jemahls hab' gethan!
Darum rufe ich zu dir:
Mutter Gottes! Ach, hilf mir!

Wann einst kommt mein Lebensende,
Und das matte Herz schon bricht,
Dann, o Mutter, zu mir wende
Dein liebreiches Angesicht!

Darum rufe ich zu dir:
Mutter Gottes! Ach, hilf mir!

Als dieses drey Mahl wiederhohlte Lied geendigt war, kniete das Mädchen nieder, es bethete aufs neue inbrünstig, und warf sich endlich ganz auf die Erde. Die Alte lagerte sich unfern davon auf einen Stein, strickte emsig fort, und harrte ruhig des Endes. Mehr als eine Viertelstunde herrschte tiefe Stille um uns her, ich wagte es nicht, das Mädchen in seiner Andacht zu stören, und blieb unverrückt auf meinem Platze stehen. Endlich erhob sich die Bethende, ihr feuriges, aber Freude verkündigendes Auge suchte die Alte. Mutter, liebe Mutter, sprach sie im festen, zuversichtlichen Tone, ich habe die Seele des Mörders, der unter mir ruht, erlöst, eben ist er mir erschienen, und hat sich freundlich bedankt.

Die Mutter (ohne im Stricken inne zu halten.) Nun! nun! Ist schon recht!

Die Tochter. Jetzt will ich nur noch diesen hier (indem sie mit dem Finger auf ein Grab zeigte) erlösen, und dann gehen wir heim!

Die Mutter. Aber es ist schon hoch am Tage!

Die Tochter. Er seufzte so erbärmlich. Hört nur, hört! Wie er stöhnt! Ich muß mich ja seiner erbarmen, damit mir dort auch einst Vergebung werde.

Die Mutter (im kalten Tone.) Mach's

nur nicht zu lange, sonst vergeht der ganze Vormittag. Du weißt, daß wir kein Brot haben; wenn du nicht fleißig spinnst, so kann ich dir auch keins geben.

Die Tochter. Ich will hernach recht fleißig seyn, wills gewiß wieder einbringen, aber (mit schmerzhaftem Gefühle) jetzt muß ich ja bethen.

Sie ging einige Schritte weiter, warf sich auf ein anderes Grab, und bethete von neuem. Das sonderbare Gespräch hatte meine Neugierde sehr gereitzt, ich schlich leise zur Mutter hinab, die mich freundlich grüßte.

Ich. Ist dieß Mädchen eure Tochter?

Die Alte. Ja, lieber Herr, ja! (Sie seufzte tief.)

Ich. Warum seufzt ihr?

Die Alte. Hab's wohl Ursache! Bin eine unglückliche Mutter! Erzog ein Kind, das mich einst ernähren sollte, und kann's nun nicht hoffen.

Ich. Ein so andächtiges Kind wird gewiß willig für seine alte Mutter arbeiten.

Die Alte. Ach Herr! Sie war fromm und arbeitsam, sie würde es noch seyn, wenn sie nicht ihren Verstand verloren hätte!

Ich (mit einem Seitenblicke nach der Bethenden.) Ist sie wahnsinnig?

Die Alte. Ja, leider! Schon seit einigen Jahren. Sonst arbeitete sie vom frühen Morgen bis ins die späte Nacht, jetzt nur, wenn's ihr einfällt.

Ich. Und was thut sie sonst?

Die Alte. Bethen, nichts als Bethen! Oft, wenn sie am Spinnrade sitzt, und ich mir eben denke, daß sich Gott ihrer erbarmt, ihre Leiden gelindert hat, springt sie auf, wirft sich auf die Knie, und hat Erscheinungen, die sie den ganzen Tag an der Arbeit hindern. Dann muß ich immer auch weinen, und komme mit meiner Strickerey schlecht vorwärts. Gott! was wird am Ende noch aus uns werden, wenn mich endlich der Kummer auch auf's Lager wirft, und wir gar nichts mehr verdienen können! Es mag viele unglückliche Mütter auf der Welt geben, aber eine Mutter, die ein wahnsinniges Kind hat, ist gewiß die unglücklichste unter allen.

Ich. Glaubt's nicht, gute Frau, glaubt's nicht! Waren die Mütter derjenigen Kinder, welche hier ruhen, nicht noch unglücklicher?

Die Alte. Ach Gott, ja wohl! Wenn ich mir dieser Leiden denke, da wird mir angst und bange: Drum hindere ich's auch nicht, wenn meine Tochter hierher bethen geht. Sie hat zwar ihren Verstand verloren, aber bethen kann sie Trotz einem Pfarrer; da denke ich mir denn, Gott müsse so inbrünstiges Gebeth auch hören, er hört ja das Lallen der Kinder, die eben so unvernünftig wie sie sind.

Ich. Kommt sie oft hierher bethen?

Die Alte. Alle Freytage! Wenn's schlimmes Wetter macht, und ich nicht mit ihr, sie auch nicht allein gehen lassen will, so weint sie unauf-

hörlich, und arbeitet den ganzen Tag nichts. Oft macht sie mir so bittere Vorwürfe darüber, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, und ihren Willen erfülle, weil für die armen Verlassenen ohnehin wenige bethen, und sie ihrer großen Sünden wegen doch alle im Fegfeuer schmachten müssen. Zwar, wenn's wahr ist, was meine Tochter sagt, so sind sie schon längst alle erlöst, aber wer kann's wissen; sie mag daher bethen, so lange sie will.

Ich. Durch welchen Zufall ist sie denn wahnsinnig geworden?

Die Alte. Es kamen allerhand Umstände zusammen. Anfangs war sie nur traurig und tiefsinnig, hernach fing sie an irre zu reden, und so blieb's! (Zu ihrer Tochter, welche sich eben aufrichtete.) Käthe! Käthe! Wollen wir nicht nach Hause gehen?

Käthchen. Ja, liebe Mutter, ja! (Sie kam zu uns herab, schien aber noch immer zu bethen.)

Die Alte (zu ihr.) Siehst du nicht, daß ein fremder Herr hier steht? (Sie grüßte mich freundlich.) Du bist sehr erhitzt! (Ihr den Schweiß abwischend.) Ruhe ein wenig aus, dann wollen wir wieder gehen.

Käthchen (mit zufriedener Miene.) Ich habe recht fleißig gebethet.

Die Alte. Daran fehlt's nie, wenn du nur auch arbeiten wolltest.

Das arme, gute Käthchen schien diesen Vorwurf nicht zu hören, sie genoß mit zufriedener Miene

die Früchte ihres Gebethes im Stillen, und setzte sich ruhig der Mutter zur Seite. Ich hatte jetzt volle Gelegenheit, sie genau zu betrachten. Ihr Gesicht war wirklich schön, ihre wohlgeformte Habichtsnase, ihr kleiner Mund, das große, schmachtende Auge erhob es weit über das Alltägliche! Wenn sie stille vor sich hinblickte, da glich sie ganz einer Madonna, der eben ein Engel den Gruß des Herrn bringt; wenn sich aber ihr Auge hob, und schüchtern umher blickte, da verrieth ein gewisses Etwas, das sich nicht beschreiben läßt, ihre innere Zerrüttung. Ich würde sie noch lange stillschweigend angestaunt haben, wenn ihr umher irrendes Auge mich nicht gefaßt, und auf's neue freundlich gegrüßt hätte.

Ich. Wie geht dir's, liebes Käthchen?

Käthchen (freundlich und sehr geschwätzig.) Gott sey Dank, recht gut! Es bessert sich täglich, ich habe Hoffnung, meine Vernunft wieder zu erhalten, wenn ich diese einmahl ganz besitze, dann will ich recht fleißig arbeiten, und meine arme Mutter bis in den Tod redlich ernähren.

Die Alte. Das gebe der liebe Gott!

Ich. Willst du denn jetzt nicht auch arbeiten?

Käthchen. O freylich, ich arbeite immer, wenn ich nicht bethe! Aber bethen muß ich oft und viel, sonst kann ich nicht bestehen! (Mit zufriedenem Tone.) Ich habe heute schon zwey arme Seelen erlöst! (Sehr geschwätzig.) Sehen Sie, ich will's Ihnen wohl erzählen, wie es mir eigentlich gekommen

ist. Es war am heiligen Abende, die Mutter hatte einen Butterwecken gebacken, ich weifte mein Garn ab, und der Butterwecken stand auf dem Tische, da kam mein Bruder von der Wanderschaft heim. Es war in der Stube schon dunkel, ich konnte ihn nicht gleich erkennen, aber wie ich ihn erkannte, da hatte ich große, große Freude — — Mutter, sprecht selbst, ob ich mich nicht recht freute, ob ich ihn nicht herzlich küßte?

Die Alte. Ja, ich muß es selbst bezeugen.

Käthchen. Und doch hat er mich neulich recht erbärmlich gepeitscht.

Die Alte. Weil du nicht folgen, nicht arbeiten wolltest.

Käthchen (nachdenkend.) Wo bin ich denn geblieben?

Die Alte. Schweig nur, schweig! (Zu mir.) Sie wird mit ihrer Erzählung nie fertig, mischt alles unter einander und verdirbt nur die Zeit, die uns zur Arbeit so nothwendig ist.

Ich. Ich will sie euch reichlich lohnen, aber erlaubt, daß sie weiter erzählen darf.

Die Alte. Nun so erzähl, Käthe, erzähl, wenn's der Herr schon so haben will.

Käthchen. So helft mir nur, Mutter! Ja, ja, ich weiß schon alles selbst! Du brauchst das Häuschen nicht, sagte der Bruder, für dich wird sich keine Heirath finden, gib mir's, ich kann's besser brauchen! — (Vor sich hinstaunend.) Ach, er war so schön! weiß wie Milch, und roth wie Blut! Er liebte mich

recht herzlich, und wollte mich heirathen, und mit mir in meinem Häuschen wohnen; hernach desertirte er, und da gab ich dem Bruder das Häuschen, und hernach — — hernach (mit schauderhaftem Gefühle) haben sie ihn erschossen und unter den Galgen begraben, und — — dann! Ach dann mußte ich immer, immer für ihn bethen! — — Wie ich in die Kirche kam, da stand er am Altare und las die Messe; aber er war's nicht, nein, er war's nicht! Auf der Kanzel stand er auch einmahl, aber er war's nicht, nein, er war's nicht! — — Ach, wenn ich ihn nur erlöset hätte! Ich muß bethen, ich muß für ihn bethen! Nein, er war's nicht, er war's nicht! (Leise.) Sie haben ihn erschossen, und unter den Galgen begraben.

Sie bethete jetzt stille für sich, ich wollte sie nicht stören, nicht neue Gefühle des Schmerzens in ihr wecken, und doch hatten die Bruchstücke ihrer Geschichte mein Herz sehr gerührt, es wünschte sie ganz zu wissen, um vollkommen Antheil daran nehmen zu können. Ich wagte es, die Mutter auf's neue zu bitten, und fand sie bereitwillig, mir alles zu erzählen. Mein seliger Gatte, sprach sie, war ein ehrlicher und rechtschaffener Mann, er wirkte Strümpfe, und ernährte mich und seine zwey Kinder redlich. Der Sohn lernte das nähmliche Handwerk, und ging hernach in die Fremde; da er den Vater schon viel gekostet hatte, sich selbst zu ernähren im Stande war, so wollte er der Tochter doch auch etwas hinterlassen, und vermachte ihr in sei-

nem letzten Willen das Häuschen, welches er mit sauerm Schweiße erworben und erkauft hatte. Wenn Sie zum Thore hinein gehen, so können Sie das Häuschen, rechts am Thurme angebaut, stehen sehen, es ist klein, sehr klein, aber mein Gottseliger meinte, daß um des Häuschen willen sich doch vielleicht ein junger Handwerksmann finden würde, der das Mädel heirathen, und mich mit ihr bis an meinen Tod ernähren würde. Er starb, wir weinten beyde lange um ihn, und nährten uns mit unserer Hände Arbeit. Unter der Zeit ward Friede mit den Preußen, die Soldaten kehrten zurück, mit ihnen kam auch ein junger Ausländer an, welcher das Strumpfwirkerhandwerk gelernt hatte, und durch Zufall mit meiner Tochter bekannt wurde. Wenn ich dann und wann in die Kirche ging, und früher nach Hause kam, so traf ich ihn immer bey ihr. Da er sich selbst gegen mich erklärte, daß er redliche Absichten auf's Mädchen habe, daß seine Capitulation bald zu Ende gehe, und er sich dann hier ansässig machen wolle; so konnte ich im Grunde gegen diesen Umgang nichts einwenden, aber er war mir doch auch nicht angenehm, weil ein Mädchen dadurch so leicht bey allen jungen Leuten verschrien wird, und, wenn der Soldat nicht redlich denkt, am Ende sitzen bleibt. Es war übrigens ein lieber, stiller Mensch, der sich nach dem Zeugnisse aller, die ich darum befragte, gut und ehrbar aufgeführt hatte. Wenn sie ihren Verstand hätte, und aufrichtig reden wollte, so müßte sie's selbst gestehen, daß ich

ihr alles, was aus diesem Umgange Uebles entstehen könne, mütterlich vorgestellt habe; aber sie war dazumahl ein leichtes, flüchtiges Ding, ließ meine Ermahnung zu einem Ohr hinein, zum andern hinaus gehen, und saß immer wieder mit ihrem Soldaten auf der Ofenbank, wenn ich früher als gewöhnlich heimkam. Bald hernach kam mein Sohn aus der Fremde zurück, er hatte sich in seinem Handwerke freylich manche Kenntniß, aber kein Geld gesammelt, er hoffte sich jetzt zu Hause besser zu ernähren, und hörte mit Wehmuth, daß sein verstorbener Vater der Schwester das Häuschen vermacht hatte, worauf seine größte Hoffnung gegründet war. Beyde waren meine Kinder, ich wünschte von ganzem Herzen, beyde glücklich zu sehen, da aber der Sohn jetzt am ersten Hülfe bedurfte, so läugne ich's nicht, daß ich oft selbst der Tochter zuredete, sie möchte ihm das Häuschen abtreten. Er konnte in diesem Falle sogleich sein Handwerk treiben, sich wahrscheinlich bald glücklich verheirathen, und mir Unterhalt auf meine alten Tage sichern. Anfangs wollte sie von diesem Vorschlage gar nichts hören, berief sich immer auf's väterliche Testament, und versicherte mich, daß ihr Soldat eben so gute Strümpfe wirken, und mich auch ernähren könne. Als aber kurz nachher die Garnison verwechselt wurde, und ihr Geliebter nach der Hauptstadt zu liegen kam, auch, ungeachtet seines Versprechens, nichts von sich hören ließ, da ward sie ungewöhnlich traurig und stille, arbeitete zwar immer, aber nicht

mehr so fleißig, und verdiente kaum dasjenige, was sie selbst zu ihrer Nahrung brauchte. Ich machte ihr darüber Vorwürfe, bewies ihr deutlich, daß man sich auf's Versprechen der jungen Soldaten nicht verlassen könne, und rieth ihr mütterlich, sich in ihr Schicksal zu fügen, und denjenigen zu vergessen, der ganz gewiß ihrer schon längst vergessen habe. Sie versprach Folge zu leisten, weinte aber immer noch im Stillen, und weigerte sich hartnäckig, dem Bruder das Häuschen abzutreten, der es, da sich eben eine Heirath für ihn fand, höchst nöthig brauchte. Man sah aus dieser Weigerung deutlich, daß sie immer noch auf die Zurückkunft ihres Soldaten hoffte; da diese aber nie erfolgte, so war mir's lieb und angenehm, wenn ihr der Bruder oft die Unmöglichkeit zu beweisen suchte. Am Ostern vor drey Jahren kam er mit der Nachricht heim, daß der so lange erwartete Geliebte auf's neue capitulirt hätte, und kurz nachher, vielleicht aus Reue, mit vielen andern desertirt sey. Er gab vor, daß er diese Nachricht aus dem Munde eines Fuhrmanns gehört habe, welcher eben in der Hauptstadt war, als der Unglückliche wieder zurück gebracht, und in's Stockhaus geführt wurde. Meine Tochter hörte diese traurige Nachricht mit Entsetzen, sie sprach kein Wort, weinte aber die ganze Nacht bitterlich, und erregte durch ihr Schluchzen mein Mitleid. Ich hielt gleich Anfangs die ganze Erzählung meines Sohnes für Erdichtung, und sprach am Morgen deßwegen hart mit ihm, weil er mir und seine

Schwester so unverdiente Kränkung mache; aber er behauptete seine Aussage, und führte kurz darauf den Fuhrmann selbst in unsere Stube, der alles bestätigte, und noch hinzu fügte, daß der Entflohene wohl schwerlich mit dem Leben davon kommen würde, weil er sich bey seiner Gefangennehmung widersetzt, und einige Bauern schwer verwundet habe. Käthchen hatte sich eben an ihren Spinnrocken gesetzt, als er dieß erzählte; wie ich den Mann hinaus begleitete, und in geheim noch ein Mahl nach sicherer Nachricht forschen wollte, hörte ich in der Stube einen Fall, ich sprang hinein, und meine Tochter lag ohnmächtig am Boden. Sie muß durch diesen unglücklichen Fall sich etwas im Gehirne verletzt haben, denn von dieser Zeit an war's nicht mehr richtig mit ihr. Ich schleppte sie auf's Bett, sie sprach sogleich irre, sah mich für den Soldaten an, und nahm so rührend von mir Abschied, daß ich selbst mit weinen mußte. Am Mittage bewegte ich sie doch, sich mit uns zu Tische zu setzen, ihr Bruder lenkte das Gespräch auf's Häuschen, und sie war sogleich willig, es ihm abzutreten. Ich muß noch weinen, wenn ich daran denke: Gott schenke dir die Freuden, sagte sie zu ihm, die ich in diesem Häuschen zu genießen hoffte, und du wirst gewiß recht glücklich und zufrieden darin leben. Sie arbeitete die folgenden Tage nicht, und brachte sie meistens in der Kirche bethend zu, ich war mit der nahen Hochzeit meines Sohnes beschäftigt, und konnte sie nicht immer beobachten. Am Abende vor die

ser vermißte ich sie erst spät, suchte sie in allen Häusern vergebens, und mußte die Nacht hindurch trostlos um sie jammern. Früh, als der Tag graute, ging ich wieder nach ihr umher. Gott weiß, wie mir dazumahl zu Muthe war, ich beweinte sie schon als todt, und suchte ihren Leichnam an der Eger. Einige Kinder versicherten mich, daß sie solche am späten Abende auf dem Galgenberge gesehen hätten, ich eilte dahin, und fand sie mitten unter den Gräbern auf der Erde liegend, sie war mehr todt als lebendig, ihre rothen Augen bewiesen deutlich, daß sie die ganze Nacht geweint hatte. Sie kannte mich nicht, sprach ganz irre, und behauptete, daß man ihren Geliebten erschossen, und unter den Galgen begraben habe. Möglich und wahrscheinlich ist, daß ihr vielleicht irgend ein loser Bube diese Nachricht, welche sich nie bestätigte, erzählt hatte, denn wenn ich sie eines andern überreden wollte, so sagte sie immer: Er hat mir's ja erzählt! Er hat's beschworen! Ich brachte sie nur mit Mühe heim, ich mußte sie bald hernach zu einer Verwandten führen, weil sie die Hochzeitmusik nicht hören konnte, und darüber ganz rasend wurde. Von dieser Zeit an ist's mit ihr so, wie Sie solche jetzt sehen, geblieben, bald schlimmer, bald auch etwas besser. Manchmahl arbeitet sie einige Tage anhaltend und fleißig, manche Woche auch gar nichts, und da geht mir's sehr hart, weil ich nicht so viel verdienen kann, als wir zu unserem nothwendigen Unterhalte brauchen.

Ich. Ernährt sie und euch denn nicht der Bruder, es ist ja seine Schuldigkeit?

Die Alte. Lieber Gott, wo soll er's hernehmen, wenn er's auch thun wollte. Das Handwerk geht jetzt sehr schlecht, er hat vollauf zu streiten, um sein Weib und seine zwey kleinen Kinder zu ernähren, er kann uns mit nichts unterstützen. Bekäme ich nicht als eine arme Bürgersfrau alle Wochen einige Groschen aus dem Spitale, so müßten wir oft hungrig schlafen gehen.

Ich. Aber die Aermste klagte vorhin, daß er sie unbarmherzig peitschte; dieß sollte er doch nicht thun, und ihr eben so wenig zulassen.

Die Alte. Es thut dem mütterlichen Herzen sehr weh, wenn es zu diesem letzten Mittel schreiten muß. Aber, lieber Herr, Hunger thut auch weh! Wenn sie so eine ganze Woche im Bette liegt, oder umher schlendert, stärker als mancher Holzhauer ißt, und doch nichts arbeiten will, da reißt endlich die Geduld. Sie fragt nicht: Mutter! wo nehmt ihr's Brot her? Wie könnt ihr's verdienen? Sie fordert ihr richtiges Essen, und zankt wohl noch obendrein mir mir, wenn ich's aus Noth knapp zurichte. Ich dulde lange, aber wenn ich gar keine Hülfe mehr sehe, dann muß ich zur Schärfe schreiten. —

Ich schwieg lange, ich konnte nicht mehr fragen, das unverdiente Leiden der Unglücklichen preßte mein Herz zu stark. Ich versetzte mich in ihren Zustand, dachte mir ihre Lage und fühlte sie schrecklich. Ewig von schwarzen Bildern und Träumen,

die ihre überspannte Einbildungskraft sich täglich neu schafft, gequält und gemartert, überall von dem blutenden Geliebten ihres Herzens begleitet, immer mit seiner schrecklichen Erscheinung geängstigt, stets Trost suchend, und ihn selbst im Tempel des Ewigen nicht findend! Gepeitscht von einem Bruder, dem sie alles, was sie besaß, freywillig opferte! O es muß ein schreckliches Gefühl seyn! Es kann kein unglücklicheres Geschöpf auf dieser Welt umher wallen! Ich blickte nach ihr hin, sie saß ruhig und sorglos da, schien von allem, was ihre Mutter erzählt hatte, nicht das Geringste gehört zu haben, sie bethete noch immer, wenigstens verriethen es ihre Lippen, die sich unaufhörlich bewegten, indeß ihr Auge in die ferne Gegend starrte, und oft freundlich lächelte.

Ich (heimlich zur Mutter.) Hat sich denn der Tod ihres Geliebten bestätigt?

Die Alte. Ach leider nein! Ich erfuhr's nachher später, daß er weder auf's neue capitulirt habe, noch auch desertirt sey. Es kamen sogar einige Briefe auf der Post an meine Tochter, ich konnte sie vor Jammer nicht lesen, er versprach ihr, wie mir andere sagten, noch immer's Heirathen. Ich ließ ihm den Zustand meines Kindes berichten; seit der Zeit haben wir keine Nachricht mehr von ihm erhalten.

Ich. Großer Gott, das war zu hart! Man raubte ihr also ihr Häuschen mit List: und mit diesem auch ihren Verstand.

Die Alte (weinend.) Ich habe keinen Theil an der That, ich darf sie einst auch nicht verantworten. War's Betrug, so ward ich mit ihr betrogen.

Ich. Habt ihr sie denn nicht von dem Leben ihres Liebhabers unterrichtet? Ihr nicht seine Briefe gezeigt?

Die Alte. Wir thaten's, aber es wurde schlimmer mit ihr. Sie glaubte es nicht, und hatte nachher öftere Erscheinungen, die sie oft bis zur Raserey brachten. —

Käthchen (aufstehend.) Kommt Mutter, wir wollen nach Hause gehen, wir haben kein Brot, ich muß arbeiten! (Mit vieler Freude.) Ach, ich werde heute recht fleißig seyn, denn ich war so glücklich, zwey arme Seelen zu erlösen! (Mit Wehmuth.) Wenn ich ihn nur auch erlösen könnte! Es wird mir doch noch gelingen, die Mutter Gottes hat es mir schon oft versprochen! Wenn ich nur mit dem rechten Fuß in die Kirche treten könnte, aber so sehr ich mich auch bemühe, so kommt der linke immer voraus, und dann ist's vorbey! Ich muß nur recht fleißig bethen, dann wird's schon gehen, dann kann ich und er noch recht glücklich werden.

Sie ging nun bergabwärts, faltete ihre Hände, machte einige Schritte, und blieb dann immer gen Himmel blickend stehen. Die Mutter folgte, ich ging mit dieser, und erfuhr von der gutherzigen Alten noch manchen Umstand, der mir merkwürdig dünkte. Käthchen verabscheut den Tanz und kann

keine Musik hören; wenn eine Hochzeit vor ihrem Fenster vorüber zieht, so verkriecht sie sich in ihr Bett, das sie dann selten an diesem Tage wieder verläßt; wenn aber eine Leiche zum Thor hinaus getragen wird, so hindert sie nichts, ihr zu folgen, und lange am Grabe des Verstorbenen zu bethen. Oft erscheint ihrem fantasiereichen Auge die Mutter Gottes, und verbiethet ihr, die Stube zu verlassen, dann ist nichts vermögend, sie in's Freye zu locken, wenn aber ein Soldat vorüber geht, so eilt sie, ungeachtet des Verboths, hinaus, und starrt ihm lange nach. Sie geht sehr fleißig in die Kirche, aber sie betritt nie einen Stuhl, geht mit abgemessenen Schritten immer auf und nieder, lächelt links und rechts, und bleibt oft Stunden lang vor einem Altare oder vor der Statue eines Heiligen stehen. Ihr Auge wird dann äußerst beredt, es scheint mit der Statue zu sprechen. Man kann, wie ich später selbst beobachtete, deutlich sehen, wenn ihr Herz Freude oder Leid empfindet, oft scheint sie mit sehnsuchtsvollem Blicke einer Antwort entgegen zu harren, und wenn diese ihrer Fantasie gemäß endlich erfolgt, so dankt ihr Auge mit einem Ausdrucke, der sich um so weniger beschreiben läßt, weil die übrigen Theile des Gesichts gar keinen Antheil daran zu nehmen scheinen, und bey dem Gespräche ihrer Augen ganz gleichgültig bleiben.

Ehe wir das Thor erreichten, nahm ich Abschied von Mutter und Tochter; daß ich gab, was

ich vermochte, und dann erst schied, brauche ich wohl nicht weiter zu erwähnen; ich konnte, ich wollte der Unglücklichen nicht nach der Stadt folgen, meine Seele war trübe und düster, mein Herz traurig, ich suchte mich im Anschauen der schönen Natur zu zerstreuen; aber es gelang nicht. Der Nebel war verschwunden, heiter stand die Sonne am Himmel, schön blüthen die Bäume, melodisch sangen die Vögel, aber mein Herz blieb traurig, es haderte mit dem Unglücke, daß in so mancherley Gestalten hinter dem Menschen einher wandert, und ihn oft schrecklich mißhandelt. — — Wie ich wieder heimkehrte, erblickte ich das kleine Häuschen, worin Käthchen wohnte, es hing gleich einem Schwalbenneste am Thurme, zwey kleine Gemächer füllten es ganz, und die mit Papier verklebten Fensterscheiben verkündigten laut die Armuth seiner Bewohner! Und doch war dieß elende Häuschen Schuld an Käthchens Unglücke! war Ursache, daß das Meisterstück der Schöpfung zerrüttet umher wandelt! O Menschen, seyd nicht allzu stolz auf euren Verstand. Er ist ein armseliges Ding, eine zerbrechliche Waare in der Hand eines Kindes, das sie sorglos auf den Boden fallen läßt, und auf immer zertrümmert.

Nach zehn langen Jahren führte mich mein Schicksal wieder in Ellbogens Mauern. Mein erster Blick war auf Käthchens Häuschen gerichtet, die Anzahl der papiernen Scheiben hatte sich in ihren Fenstern ansehnlich vermehrt, und weissagte größere

Armuth. Ich besuchte sie am andern Morgen, die alte Mutter lebte noch immer, sie empfing mich freundlich, aber Käthchen sah ich nicht. Eine Empfindung, die Schmerz und Freude zugleich erregt, oder wenigstens die Gränzlinie zwischen beyden bestimmt, durchzitterte mein Herz, ich wünschte sie wieder gesund zu sehen, aber ich gönnte auch eben so willig ihrem leidenden Herzen die sanfte, einzige Ruhe, wenn sich's unter der Zeit nicht mit ihr gebessert hätte. Lebt Käthchen nicht mehr? fragte ich forschend. Das traurige Gesicht der Alten, mit welchem sie ihre Hände faltete, der langsame Athemzug, mit welchem sich ein tiefer Seufzer von ihrer Brust löste, schien mir im Voraus die Gewißheit ihres Todes zu verkündigen, aber ich betrog mich dieses Mahl ganz. Ach Gott, sprach die Alte, sie lebt noch immer! Ihr Elend verbittert mir noch stets meine alten Tage, die sich, wenn Jammer und Kummer sie anders verkürzen, bald enden müssen.

Ich. Wo ist sie denn? Gewiß nicht zu Hause?

Die Alte (nach einem Winkel hinzeigend) Da sitzt sie ja, und verzehrt eben ihr Morgenbrot! Komm her, Käthe, und bewillkomme den Herrn!

Eine schlecht gekleidete Gestalt erhob sich nun aus dem Winkel und trat näher, sie hielt in ihrer gelben Hand ein Stück schwarzes Brot, indeß ihr welkes, bleiches Gesicht daran kauete, und mich mit einem verzerrten Lächeln grüßte.

Ich. Unmöglich, das ist nicht Käthchen!

Die Alte. Ach leider ist sie's! (Im bittern

Tone.) Ja, Herr! So kann Kummer und Elend arbeiten, so kann's zernichten, was Gott selbst wohl gemacht nannte! (Mit der Hand in der Stube umher zeigend.) Sie sehen hier die Werkstätte des Jammers (auf Käthchen deutend), und dieß ist sein Meisterstück. — — Ich fand keine Worte, meine Verwunderung auszudrücken, Käthchen war vor zehn Jahren wirklich ein schönes Mädchen, jetzt war ihr Gesicht bis zur Häßlichkeit herab gesunken, nicht eine Spur der ehemahligen Schönheit war mehr vorhanden, alle die so interessirenden, anziehenden Mienen waren verschwunden, ihr Auge selbst war kleiner geworden, dicke, verzerrte Falten umhüllten es. Ihr Gesicht verkündigte nicht mehr unterdrückte Unschuld, inneres Leiden, es war jetzt das Bild der vollendeten Narrheit. Ihr Haar, das sich ehemahls in natürlichen Locken um Nacken und Schulter wiegte, war jetzt in einander gewirrt, und hob die Haube empor, die es decken sollte. Fahles Gelb hatte die blasse Röthe ihrer Wangen verdrängt, ihr Kopf hing seitwärts, selbst ihr Körper war kleiner geworden. So geht's ihr jetzt wohl schlimmer? rief ich endlich nach langem Staunen aus.

Die Alte. Schlimmer eben nicht, nur daß jetzt auch die Hoffnung zur Besserung schwindet. Sie treibt's noch immer im Alten, arbeitet nur, wenn's ihr beliebt, und bethet ohne Unterlaß. Das Andenken an ihren Liebhaber, vorzüglich aber sein eingebildetes, blutiges Ende, scheint nach und nach ganz aus ihrem Gedächtnisse zu verschwinden, sie

spricht selten mehr von ihm, und nur in allgemeinen, flüchtigen Ausdrücken, aber der Verlust ihres Häuschens liegt ihr noch gleich stark am Herzen, von diesem spricht sie oft und vielmahls. — Ich wollte noch vieles mit der Alten und Käthchen sprechen, noch manches sie fragen; aber ich war's nicht vermögend, inniges Mitleid mit ihrem jammervollen Zustande, und die gewisse Ueberzeugung, daß ich durch Fragen ihn nicht lindern könnte, trieb mich in's Freye. Ich sah und sprach sie nach der Hand oft, aber ich sah und sprach sie nie, ohne mich immer deutlicher zu überzeugen, daß der Verlust des Verstandes jeden Vorzug des menschlichen Körpers, den er vor dem Thiere hat, nach und nach zerstört, und ihn ganz bis zu diesem herab würdigt.

Käthchen träumt oft und viel, erzählt jeden ihrer Träume am Morgen wieder, aber alle diese Träume haben keine Spur des Wahnsinns, verrathen oft viele und feine Beurtheilungskraft. Dieser Umstand war mir von jeher auffallend und merkwürdig. Wenn ihr Körper ruht, ihre Sinne keines Eindrucks fähig sind, scheint ihr Geist fähig zu seyn, richtig denken und schließen zu können; aber so bald ihr Körper erwacht, sind ihre Ideen wieder ganz zerrüttet, voll des stärksten Wahnsinns! — — Sie singt ihr Lied noch immer, aber jetzt erregt's in ihrem Munde nicht mehr Bewunderung, nur Mitleid und Erbarmen.

Empfindsame Seelen, wenn ihr einst in Ellbogens romantischen Gegenden lustwandelt, so ge=

denkt des armen und nothleidenden Käthchens! Weilt bey ihrem kleinen Häuschen, laßt eurer Linken nicht wissen, was eure Rechte gibt! die alte Mutter wird's mit Danke, mit Thränen empfangen, und Gott wird's lohnen!

Joseph Carl.

Als ich vor einigen Jahren den würdigen und verdienstvollen Freyherrn Emanuel M— — von W— zu N— in Böhmen besuchte, seine vortreffliche Oekonomie bewunderte, und in seinen fruchtbaren Gefilden lustwandelte, erblickte ich mitten im freyen Felde einen Mann, dessen Physiognomie mich sogleich anzog, und mir in jedem Falle etwas Außerordentliches verkündigte. Er stand im Schatten eines einzelnen Birnbaums, war angelehnt an seinem Stamme, hielt ein gedrucktes Blatt in seiner Rechten, und schien den Inhalt desselben mit gierigem Blicke zu verschlingen. Sein grauer, etwas abgetragener und doch noch sauberer Rock, seine schwarze Weste und Beinkleider ließen mich mit Grunde muthmaßen, daß er ein Dorfschulmeister sey, der schwarz gebrannte Knotenstock, welcher neben ihm lehnte, bestätigte diese Muthmaßung, aber

der Kopf des Mannes widersprach ihr ganz. So, dachte ich, indem ich ihn betrachtete, muß Sokrates studiert, so tief und forschend muß er geblickt haben, als er die Gründe zum Beweise seiner Unsterblichkeit sammelte. Ein dünnes, schon vom Alter gebleichtes Haar beschattete sparsam seine Schläfe, und verrieth deutlich den Mangel an Säften, die ihm anhaltendes Studium geraubt hatte. Seine breite, hochgewölbte Stirn, welche sich mächtig faltete, verrieth den Forscher und Denker, seine lange, spitzige Habichtsnase bestätigte diese Muthmaßung, der unmerkbar lächelnde Mund bewies innere Zufriedenheit und Seelenruhe. Das Ganze dieses merkwürdigen Gesichts heischte Ehrfurcht, und schien sie ganz zu verdienen. Ich wagte es nicht, ihn im Lesen zu stören, und wollte ruhig harren, bis er geendet habe, um dann Bekanntschaft mit einem Manne zu machen, dessen Aeußeres so viel versprach. Ein kleines Geräusch, das ich nach langem Harren absichtlich erregte, und wodurch ich seine Aufmerksamkeit auf mich ziehen wollte, mißlang ganz, es störte ihn nicht in seinem tiefen Nachdenken, mit welchem er noch immer den Inhalt des Blattes zu beherzigen schien. Ich harrte auf's neue, aber vergebens, endlich bewog mich mein kleines, dichterisches Verdienst, womit ich freylich nur in entfernter Ehrfurcht auf die Bekanntschaft eines Philosophen Anspruch machen konnte, zu der Kühnheit, mich ihm zu nähern. Der Schatten meines Hauptes fiel auf sein Blatt, er blickte seitwärts, und

sah mich vor sich stehen. Darf ich wohl so frey seyn, sprach ich mit der ad captationem benevolentiae erforderlichen Ehrfurcht, und Sie, bester Herr, auf einige Augenblicke in ihren tiefen Betrachtungen stören? — Ein langer, anhaltender Blick war seine ganze Antwort; aber es lag so viel in diesem einzigen Blicke, daß ich einige Seiten brauchen würde, um alles zu beschreiben, was ich darin eben so deutlich las, als wenn er mir's mit den ausdruckvollsten Worten gesagt hätte. Anfangs schien sein Blick Zorn zu verkündigen. So, dachte ich, zürnt ein König, der eben das Wohl seines Landes entscheiden will, und in dieser Entscheidung durch einen unverschämten Bettler gestört wird. — Bald hernach wandelte sich dieser grimmige Blick in ein unnachahmliches Lächeln um, welches über sein ganzes Gesicht eine herab lassende Freundlichkeit oder vielmehr Huld verbreitete, die mir großmüthige Verzeihung ankündigte. So, dachte ich dankend, verzeiht ein König die unverschämte Kühnheit, und winkt dem Verbrecher Gnade zu. Der ganze Blick im Zusammenhange übersetzt, schien ungefähr zu sagen: Kühner Sterblicher! deine Keckheit ist groß, aber meine Milde kennt keine Gränzen, ich verzeihe sie dir willig! —

Ehe ich eine neue Entschuldigung wagen konnte, wandte er sich abseits, steckte sein Blatt in die Tasche, ergriff seinen Knotenstock, und wanderte feldeinwärts. Ich wagte es nicht, ihm nachzublicken, vielweniger zu folgen, und war vollkommen

zufrieden, daß er mir meine Kühnheit so großmüthig vergeben hatte. Ich schlich endlich auch weiter, die herrlichsten Kornfelder wallten vor mir in unzähligen Wellen, ich wollte die größten Aehren messen, aber der tiefdenkende Mann schien wieder vor mir zu stehen, und ich wich ehrfurchtsvoll zurück. Daß dieser Mann ein großer Philosoph, ein tiefdenkender Forscher, ein Haller oder ein Euler seyn müsse, kam mir nun nicht mehr aus dem Sinne. Seine Physiognomie hatte mich davon zu deutlich überzeugt, und Zweifel wäre nach so fester Ueberzeugung in diesen Augenblicken Thorheit gewesen. Meine Neugierde regte sich nach und nach mächtig, ich wünschte so herzlich zu erfahren: wer er eigentlich sey? Ob vielleicht, was mir am wahrscheinlichsten dünkte, der fremde Gelehrte in nahen Badörtern die Cur brauche, und gleich mir eine Spazierreise nach diesen schönen Gefilden gemacht habe? Ueber beyde Fragen hoffte ich daheim nähere, wenigstens einige Auskunft zu hören, und beschleunigte daher meinen Rückweg.

Wie ich am Schlosse anlangte, verkündigte die Glocke den Mittag, ich eilte stärker, und erblickte im Hofe auf's neue den mir so merkwürdigen, grauen Mann, er stand mit dem Rücken gegen mich gekehrt, und zeichnete mit seinem Stocke einige Figuren im Sande. Meine Ehrfurcht wagte es nicht, ihn zu stören, aber mein Herz labte sich mit der angenehmen Hoffnung, daß der gastfreye Herr des Schlosses den seltnen Gelehrten sicher zur Tafel

ge-

geladen habe, und es mir dann besser glücken werde, Bekanntschaft mit ihm zu machen. Ich erwog eben: ob diese Figuren nicht irgend eine mathematische, äußerst schwere Aufgabe lösen sollten? als ein Ochsenknecht nahe an dem grauen Manne vorüber ging und ihn mit einer treuherzigen Freundlichkeit auf die Achsel klopfte. Wie gehts? Carl, wie gehts? fragte er ihn lachend, und drehte ihn, zu meinem größten Erstaunen, einige Mahl im Kreise herum. Gott im Himmel, dachte ich, der Kerl verkennt ihn sicher, er wird's für Beleidigung nehmen, und vielleicht die Einladung verschmähen! Aber der graue Mann dachte, zu meiner größten Freude, billiger. Ein Blick, eben so zornig, und am Ende eben so gütig, wie derjenige war, den ich vor kurzem so bewundert hatte, war alles, womit er diese rohe Beleidigung ahndete. Sein Stock war ihm im Drehen entfallen, er hob ihn stillschweigend auf, und zeichnete von neuem. Da der kühne Knecht bey mir vorüber ging, so hielt ich's für Pflicht, ihn auf seinen groben Fehler aufmerksam zu machen, und in Güte zur Abbitte zu bewegen.

Ich. Kennt ihr denn den Herrn dort?

Der Knecht. He? Was sagen Sie?

Ich. Ob ihr den Herrn dort kennt?

Der Knecht. Welchen Herrn?

Ich. Den ihr vorhin im Kreise herum drehtet, der jetzt mit seinem Stocke am Boden zeichnet.

Der Knecht. Ach! den Herrn! (lachend) den kenne ich recht gut!

Ich. Wer ist er denn?

Der Knecht. Der närrische Schneider aus Neukirchen.

Ich. Närrische? Schneider? O ihr seyd wohl selbst nicht recht bey Sinnen!

Der Knecht. Gott sey Dank, noch bin ich's, ob's mich aber nicht auch einmahl treffen kann, steht bey ihm!

Ich. Unmöglich! Unmöglich! Dieser Mann sollte närrisch seyn?

Der Knecht (weiter gehend.) Nun gescheid ist er wenigstens nicht, das werden Ihnen alle Leute sagen, wenn Sie mir's nicht glauben wollen.

Hier stand ich, betrogen in meiner Erwartung, worauf sich die Hoffnung der nähern Bekanntschaft mit einem großen Gelehrten gegründet hatte, ich war unentschlossen: Ob ich der Aussage des Knechts Glauben beymessen? nicht vielmehr diesen für wahnsinnig halten sollte? Wenigstens schien des Letztern Physiognomie nicht zu widersprechen, da des grauen Mannes seine hingegen offenbar das Gegentheil bewies. Um nicht länger im Labyrinthe ungewisser Zweifel umher zu irren, eilte ich in's Schloß; ich erblickte unter mehrern Gästen den so redlichen und würdigen Pfarrer des Orts und führte ihn sogleich an's Fenster.

Ich (mit gespannter Erwartung.) Kennen Sie den grauen Mann, welcher mit seinem Stabe am Boden zeichnet?

Der Pfarrer. Ich kenne ihn.

Ich. Wie heißt er? Wer ist er?

Der Pfarrer (lächelnd.) Ein großer, ein wichtiger Mann!

Ich (mit innerer Selbstzufriedenheit.) Dacht's ja gleich, daß mich mein Bißchen physiognomische Kenntniß nicht triegen könne.

Der Pfarrer. Und für was nahm ihn diese?

Ich. Für einen großen Philosophen, für einen tiefdenkenden Forscher, für — —

Der Pfarrer. O gefehlt, weit gefehlt!

Ich. Gefehlt? Sollte er mehr noch seyn?

Pfarrer. Allerdings! Versteht sich aber in seiner Einbildung.

Ich (im sinkenden Tone.) Einbildung?

Pfarrer. Ja, denn in der Wirklichkeit ist er nur ein armer Schneider.

Ich. Ein armer Schneider?

Pfarrer. Der lange schon seinen Verstand verloren hat, sich aber in seinem Wahnsinne größer, und wahrscheinlich auch glücklicher, als wir alle, dünkt.

Ich. So wäre er wirklich wahnsinnig? Aber seine Physiognomie?

Pfarrer. Verräth allerdings keine Spur des Wahnsinns, wenn Sie also über die Kenntniß derselben sich ein System verfertigt haben, so müssen Sie die seinige als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel ansehen.

Ich. So wurde meine Erwartung noch nie

gespannt, so noch nie betrogen! Ist er schon lange wahnsinnig?

Pfarrer. Vielleicht schon zwanzig Jahre.

Ich. So lange schon! Worin besteht dieser Wahnsinn?

Pfarrer. Er theilt sich vollkommen in zwey Theile, welche sich nach zwey Büchern ordnen, in denen er unaufhörlich lieset, und sie für seinen größten Schatz hält.

Ich. Was sind das für Bücher?

Pfarrer. Eine alte Böhmische Chronik, dann ein eben so altes, wahrscheinlich Visionen und Träumereyen enthaltendes Buch. Er läßt das letztere keinem Sterblichen sehen, und gewaltsame Wegnahme würde ihn rasend machen. Lieset er in der Chronik, so wähnt er ein echter und wahrer Abkömmling Kaiser Carl des Vierten zu seyn, macht dann Anspruch auf den Böhmischen Thron, und betheuert hoch, daß ihm dieser einst noch werden müsse. Hat er aber das unbekannte Buch gelesen, so spricht er von einer Oberwelt, in welcher er selbst einst war, und die er, seinen verwirrten Ideen gemäß, oft aber recht romantisch schildert. Er predigt dann Buße, und ermahnt die jungen Leute in warmen, kräftigen Ausdrücken zur Tugend. Oft mischen sich auch beyde Ideen in seinem Gespräche wunderlich durch einander, er geht von einer zur andern über, und wird denen, die nicht davon unterrichtet sind, unverständlich.

Ich. Kann ich nicht mit ihm sprechen? Dieß nicht alles aus seinem Munde hören?

Pfarrer. Das wird schwer halten, denn es gibt oft Wochen und Monden, in welchen er äußerst verschlossen umher wandelt, und über neuen Ideen brütet; dann kann man ihm selten Rede abgewinnen, er weiß jeder Frage sehr geschickt auszuweichen, und vereitelt die Neugierde des Forschers. Am offenherzigsten spricht er gemeiniglich mit dem Herrn des Schlosses, der ihm sehr viele Wohlthaten erweist, ihn täglich speist und vollkommen ernährt.

Ich wandte mich nun mit einer Bitte an diesen; er war so gefällig, ihre Gewährung zuzusichern, mehrere Gäste nahmen Antheil an unserm Gespräche, und äußerten gleiches Verlangen, den merkwürdigen Mann zu sehen, und näher kennen zu lernen. Es ward nun verabredet, ihn durch geschickte Fragen auf den Gegenstand zu leiten, vorzüglich aber nicht Unglauben zu verrathen, oder über seine Aeußerung zu lachen, weil beydes ihn sogleich zurück scheuchen, und jeden neuen Versuch unmöglich machen würde. Der Herr des Schlosses ging selbst, ihn zu hohlen, weil er schwerlich einem seiner Bedienten gefolgt wäre. Er trat kurz darauf mit ihm ins Zimmer; tiefe Stille herrschte in der zahlreichen Versammlung, jeder bewunderte seine ehrwürdige Physiognomie, jeder winkte meiner Bemerkung darüber vollen Beyfall zu. Der graue Mann stutzte sehr, als er so viele Fremde

im Zimmer erblickte, ich zitterte schon vor den übeln Folgen, und bereuete meine Geschwätzigkeit, wodurch ich die Neugierde aller erregt hatte. Zu meiner großen Freude sah ich aber bald, daß diese Verlegenheit schwinde, seine furchtsame Miene ward wieder nachdenkend, er knöpfte seine Weste auf, steckte die rechte Hand darein, und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Mauer. Jetzt, meine Herren, sprach nun der Herr des Schlosses, können Sie besser urtheilen: ob die Ferne Sie getäuscht hat? Sie behaupteten einstimmig, daß dieser Mann dem Porträte Kaiser Carls des Vierten äußerst ähnlich sähe, entscheiden Sie nun! — Diese Lockspeise war für den Aermsten zu reitzend, er erregte mein ganzes Mitleid, als er sogleich die tiefdenkende Forschersmiene in eine lächelnde verwandelte, sich aufrecht stellte, und, indem er seinen Kopf rechts und links drehte, unser Urtheil zu fordern schien.

Einige aus der Gesellschaft. Nein wir haben uns nicht betrogen! Er sieht ihm vollkommen ähnlich!

Andere. Vollkommen! Vollkommen!

Der graue Mann (mit äußerstem Wohlgefallen umher blickend.) Glaub's gerne! (mit geheimnißvoller Miene) denn es hat seine wichtigen Gründe, und ein Ding, daß seine wichtigen Gründe hat, muß auch wichtige Wahrheiten enthalten. (Auf's neue umher blickend) Ich weiß nicht: ob Sie mich verstanden haben.

Einige. Vollkommen! Vollkommen!

Der graue Mann. Nun daher kommt's, daß ich zwar ein armer Schneider bin, aber doch Carl dem Vierten ähnlich sehe. (Er lehnte sich wieder an die Wand, und versank in tiefes Nachdenken.)

Der Herr des Schlosses. Wie nennt er sich denn?

Der graue Mann. Ich nenne mich Joseph, mein Zunahme ist Carl! so nannten sich alle meine Voraltern, und daher kommt's, daß ich in gerader Linie von weiland meinem höchstseligen Ahnherrn, Kaiser Carl dem Vierten, abstamme.

Einer aus der Gesellschaft. Dann wären Sie ja mit unserm Kaiser verwandt?

Der graue Mann (mit ernstem Blicke.) Fügt huldreichst und gnädigst hinzu, denn er verdient's! — — Wir sind unserm vielgeliebten Neffen und Vetter mit vieler Freundschaft zugethan! Wir gönnen ihm das Glück, über Böhmen zu regieren, von ganzem Herzen! (Seufzend.) Die Last der Regierung erfordert jetzt starke Schultern, die unsrigen sind zu schwach, wir behalten uns unsere Rechte auf bessere Zeiten bevor. (Ein Bedienter, der an der Thür stand, fing an zu lachen.)

Der graue Mann (mit Anstand und Würde.) Kerl, du verdientest, daß ich dich zum Koche Kaiser Wenzel des Vierten machte, und gleich diesem lebendig braten ließe, aber ich vergebe dir's in hohen Gnaden! Meide mein Angesicht! (Der Herr des Schlosses winkte, und der Bediente wollte gehen.)

Der graue Mann (freundlich, und im gewöhnlichen Tone.) Bleibe er, Christoph, bleibe er nur! Es ist alles vergeben und vergessen!

Der Pfarrer. Wie kann er denn aber von Carl dem Vierten abstammen? Wie ist denn das möglich?

Der graue Mann. Das fragen Sie, ehrwürdiger Herr? Sie? Sind Sie denn in der Geschichte so ganz unbekannt? (Mit Ironie.) Vor so vielen Zeugen möchte ich so etwas doch nicht eingestehen!

Der Pfarrer. Meine Frage verräth keine Unwissenheit! Ich wollte nur eigentlich wissen, von welcher Gemahlinn des Kaisers sein Ahnherr geboren worden? Carl hatte, wie bekannt, vier Gemahlinnen.

Der graue Mann (mit wichtiger, aber lächelnder Miene.) Er hatte ihrer fünf.

Der Pfarrer. Nur vier. Die erste war Blanka, Carls von Valois Tochter, die zweyte —

Der graue Mann (ihm einfallend.) War Agnes, des Pfalzgrafen Rudolphs Tochter, die dritte war Anna, Herzog Heinrichs Tochter, die vierte — — (er stockte, und musterte mit seinem Blicke die Gesellschaft.)

Der Pfarrer. Nun, die vierte war Elisabeth, Herzogs von Pommern Tochter.

Der graue Mann (unwillig.) Das war die fünfte.

Der Pfarrer. Wie nannte sich denn also die vierte?

Der graue Mann (mit Würde und Stolz.) Es genügt, wenn wir es wissen!

Einige aus der Gesellschaft. Wir wünschten es aber auch so gerne zu wissen!

Der graue Mann (einige Schritte hervor tretend.) Die vierte war Blanka, Carls rechtmäßige, aber nicht öffentlich anerkannte Gemahlinn. Als der Kaiser einst auf seinem Lustschlosse, Bubenez genannt, jagte, sah er ein schönes Bauermädchen Nahmens Blanka, verliebte sich in sie, und nahm sie mit auf sein Schloß. Dort gebar sie ihm einen Sohn, der Carl genannt wurde, und von diesem Carl stamme ich in gerader Linie ab, bin jetzt der zehnte seines erlauchten Stammes; die damahls noch lebende Anna verfolgte die Mutter sammt dem jungen Prinzen aufs äußerste, aber der Kaiser nahm sich beyder väterlich an. Er gab den Großen seines Reichs den Prinzen zur Erziehung, und schützte die Mutter auf seinem Schlosse. Als die Kaiserinn starb, erklärte der Kaiser seinen natürlichen Sohn für echt, und ließ sich in geheim mit der schönen Blanka trauen. Erst als diese auch starb, schritt er zur fünften Ehe, und heirathete Elisabethen. Dieß alles weiß ich gewiß, denn wie ich Anno 1767 in der Oberwelt war, da ward mir dieß und noch weit mehr kund gethan; auch erhielt ich darüber ein förmliches Patent, welches ich aber auf der Rückreise verloren habe.

Der Herr des Schlosses. Was hilft das alles! Er wird doch nie König werden!

Der graue Mann (seinen Zeigefinger an die Nase legend.) Es wird eine Zeit kommen, in welcher ich ruhig und im Frieden über Böhmen regieren werde, und dann, gnädigster Herr, (mit gerührter Stimme) will ich's Ihnen tausendfach lohnen, was Sie dem armen, verlassenen, oft verachteten, stets verkannten Carl jemahls Gutes gethan haben.

Der Herr des Schlosses. Dann werden es aber meine Knechte, die ihn immer necken, theuer bezahlen müssen.

Der graue Mann. Nein! Nein! (Langsam und feyerlich.) Des Königs erste Tugend muß Milde und Gnade seyn! Ich werde alles vergeben und vergessen, aber mein Vetter bekommt fünf und zwanzig Prügel.

Der Pfarrer. Diesem muß er auch alles verzeihen.

Der graue Mann. Dieser bekommt fünf und zwanzig! Dabey bleibt's! So wahr ich Carl bin! Dieß ist mein höchster Schwur! Er hat's schon zwey Mahl gewagt, freventlich Hand an mich zu legen, und mich gleich einem Buben mit der Ruthe zu züchtigen. (Mit äußerstem Nachdrucke.) Er bekommt fünf und zwanzig, dann kaufe ich ihm aber die Mühle, welche unten im Thale liegt, da kann er ruhig und zufrieden leben.

Nach einer kleinen Stille, welche jetzt in der

ganzen Gesellschaft herrschte, trat aus den vielen anwesenden fremden Geistlichen ein junger Capellan hervor, und unternahm es, uns durch neue Fragen, die er an den grauen Mann stellte, zu unterhalten. Seine Absicht, durch welche er wahrscheinlich seinen Witz wollte glänzen lassen, schien Anfangs ganz zu mißlingen. Der graue Mann beantwortete einige seiner Fragen nur mit stummen Blicken, endlich begann er zu antworten.

Der Capellan. Hör' er, mein lieber Carl, wenn er einst König in Böhmen wird, muß er mich zum Erzbischof von Prag machen.

Der graue Mann (ihn mit lächelndem Blicke messend.) Wird schwerlich geschehen können.

Der Capellan. Warum denn nicht! Ach der gute Carl thut es gewiß!

Der graue Mann (mit dem Kopfe schüttelnd.) Es geht nicht! Es geht nicht!

Der Capellan. Aber warum denn nicht?

Der graue Mann. Es gäbe Ursache zum Murren. Unser König, würden die Leute sagen, ist ein Narr, jetzt hat er auch einen Narren zum Erzbischof gemacht, das wird eine närrische Regierung werden!

Alles lachte, der Capellan zog sich beschämt in einen Winkel, ich selbst konnte mich nicht erhalten, mit Oldenholm auszurufen: wenn das Narrheit ist; so liegt doch wenigstens viel Methode darin! Keiner wollte es nun wieder wagen, den wahnsinnigen Wahrheitsverkündiger mit neuen Fragen zu

belästigen, er konnte ruhig denken, und ungestört seinen Plan zur künftigen Regierung ordnen, denn dieß ist eines seiner Lieblingsgeschäfte. Die Neugierde der Gesellschaft war noch nicht halb befriedigt, viele, an deren Spitze ich mit stand, wünschten etwas von seinem Aufenthalte in der Oberwelt zu erfahren; der gefällige Herr des Schlosses erbarmte sich unser auf's neue. Wie war's denn, sagte er, in der Oberwelt?

Der graue Mann (mit vieler Wärme.) O schön, herrlich! Wenn ich dort hätte bleiben können, dann würde ich an kein irdisches Reich mehr denken! Ach, es war eine selige Zeit, so wohl kann mir's hienieden nie werden.

Der Herr des Schlosses. Wie lange war er denn dort?

Der graue Mann. Acht volle Wochen, sie schwanden mir wie Stunden. Ich bath um längere Erlaubniß, aber sie wurde mir abgeschlagen.

Der Herr des Schlosses. Wie sieht's denn aber oben aus? Eben so wie in unserer Welt?

Der graue Mann. Eben so! Nur viel schöner, ach viel schöner! Es herrscht ewiger Frühling, kein Winter. Alles wächst von sich selbst, und gedeiht vortrefflich! Kühe gibt's da wie die Elephanten, und die Kornähren sind beynahe so lang, als ich bin.

Der Herr des Schlosses (lächelnd.) Da hätte er uns einigen Samen mitbringen sollen!

Der graue Mann. Was hätte es genützt!

Er wäre hier doch nicht gerathen. Unsere Sünden, unsere Missethaten machen das Vieh so klein, die Kornähren so dünn, und den Boden so unfruchtbar. Oben gibt es bessere, andächtigere Menschen! Ich war dort alle Tage in der Kirche; wenn der Nahme Gottes genennt wurde, da stürzte die ganze Schaar zu Boden, und bethete an den Mächtigen, der alle Himmel und alle unzählbare Erden mit Weisheit und Ordnung regiert.

Der Herr des Schlosses. Gibt's dort keine Advocaten, keine Doctoren?

Der graue Mann (lächelnd.) Nichts, von allen rein nichts. Auch keine Richter, keine Gefängnisse! Wer irgend etwas verbricht, oder einen Fehltritt begeht, der muß seine Wanderung vom Anfange beginnen?

Ich. Wanderung?

Der graue Mann (mich ernsthaft anblickend.) Ja! ja! Wanderung! Diese Erde ist nur der Ort der Strafe und Besserung! Oben ist das Paradies, in welchem unsere Stammältern erschaffen, und daraus verstoßen wurden, jetzt wird es von unsern Geistern bewohnt.

Ich. Das verstehe ich nicht ganz!

Der graue Mann (lächelnd.) Glaub's gerne, aber den Unwissenden muß man belehren. Fragen Sie, ich will antworten.

Ich. Ist denn die Oberwelt, in welcher Sie waren, derjenige Ort, welchen unsere Religion Himmel nennt?

Der graue Mann. Ja darin liegt's eben verborgen! Ihre Frage beweist, daß Sie noch ganz unwissend sind, es wahrscheinlich auch bleiben, weil es äußerst schwer ist, einem Kinde den Mechanismus einer Uhr begreiflich zu machen. Wenn man sich auch noch so bestimmt auszudrücken glaubt, so versteht's das Kind doch nicht, und fragt am Ende alberner als vorher. Sehen Sie: dasjenige geistige Wesen, was wir unsere Seele nennen, ist Anfangs von Gott in der Oberwelt erschaffen worden, jetzt wird's dort gezeugt und geboren, hat einen Anfang aber kein Ende; wächst und gedeiht wie unser Körper, ist aber Geist, und kein Körper. Verstehen Sie mich?

Ich. Vollkommen.

Der graue Mann. Je größer dieser Geist wächst, je größer werden auch seine Kenntnisse, er hat freyen Willen, sie zum Bösen oder zum Guten anzuwenden. Geschieht das letztere, so steigt er nach zwey hundert Jahren eine Stufe höher, die ihn der Vollkommenheit näher führt, denn Paulus sah ja selbst sieben Himmel. Handelt er aber böse, so wird sein Geist so klein wie eine Raupe, er wird gleich dieser in ein dickes, festes Gewebe eingesponnen, und durch ein kleines Loch auf unsere Erde herab gestürzt, hier fällt er nun in den thierischen Körper eines neugebornen Kindes, ist fest eingehüllt, kann nicht reden, nicht denken, nicht handeln.

Ich. Wie lernt er dieß aber?

Der graue Mann (geheimnißvoll.) Ja,

wie lernt er's? Die Vorsehung gab ihm in seine dunkle Hülle ein kleines Messerchen mit. Er beginnt sogleich das Werk seiner Erlösung, und schabt damit an der Hülle, die ihn umgibt, diese wird nach und nach durchsichtiger, der Geist kann hier und da durchblicken, und der thierische Körper fängt an zu handeln, der Geist regiert, bewegt ihn. Je fleißiger dieser schabt, je größer werden natürlich die Kenntnisse des Kindes, das zum Jünglinge, zum Manne empor reift, und bey der Arbeit des Geistes auch immer an Kenntnissen zunimmt. Daher kommt's, daß es dumme, einfältige, aber auch sehr gelehrte und vernünftige Menschen gibt, je nachdem ihr Geist fleißig schabt oder nicht schabt: denn je dünner seine Hülle wird, je mehr kann er sehen und denken.

Ich. Oft stirbt aber das neugeborne Kind sogleich, oder in wenig Tagen, wenn —

Der graue Mann (eifrig.) Dieß ist sehr natürlich! Der Geist wird nach Maßgabe seiner Verbrechen auf Stunden, Tage, Monden, oder Jahre in den thierischen Körper verbannt. Ist die Zeit seiner Strafe vorüber, so fliegt der Geist empor, und der Körper stirbt, verweset. Verleitet unter dieser Zeit der Geist den Körper zu bösen Handlungen, so muß er entweder hinab zur Hölle, aus welcher keine Erlösung zu hoffen ist, oder er kommt noch um einen Grad tiefer, als er auf Erden war, in's Fegfeuer, aus welchem noch Erlösung zu hoffen ist.

Ich. Hat der Geist aber gut gehandelt?

Der graue Mann. So kehrt er nach der Oberwelt zurück, und lebt dort von neuem. Ich habe da mit einem meiner Vorfahren gesprochen, welcher schon fünf Mahl auf unserer Erde war, aber jetzt hat er sich's fest vorgenommen, nie wieder herab zu kommen.

Ich. Waren wir denn auch schon einmahl in der Oberwelt?

Der graue Mann. O weh! Wie können Sie so albern fragen? Haben Sie eine Seele?

Ich. Ich hoff's.

Der graue Mann. Wenn Sie diese haben, so muß sie auch aus der Oberwelt gekommen seyn, denn nur dort können die Geister gezeugt und geboren werden.

Ich. Aber mein Geist erinnert sich ja dessen nicht.

Der graue Mann. Das kann und darf er nicht, so lange er noch mit dem Häutchen oder Gewebe umgeben ist. Schaben Sie fleißig, mein Herr Geist, so kann's Ihnen auch glücken, wie es mir geglückt ist. Im Jahre 1767 am ersten May gelang es meinem arbeitsamen Geiste, das schon äußerst dünne Häutchen mit einmahl zu vernichten; es platzte, und mein Geist konnte frey denken, frey handeln, und sich seines vorigen Zustandes erinnern. Er wollte sich vom irdischen Körper los machen, aber es war nicht möglich, er wandelte nach der Oberwelt, der Körper ging mit, aber

wir durften nicht dort bleiben, weil die Zeit der Strafe noch nicht vollendet ist! — (Nachdenkend.) Haben Sie schon einen Taubstummen gesehen?

Ich. O ja!

Der graue Mann. Das sind elende Geschöpfe! Bloß Körper, bloß Maschine; als sie geboren wurden, fiel eben kein Geist aus der Höhe herab, und nun wandeln sie so lange ohne diesen herum, bis irgend einmahl ein herab gefallener Geist kein neugebornes Kind findet, und in seinem Körper den Wohnsitz nimmt. Daher kommt's, daß man jetzt in Zeitungen lieset, wie die Stummen reden lernen.

Der Pfarrer. Hat denn der alte Jobst auch einen Geist?

Der graue Mann. Der ist ja ein Narr, liegt an der Kette und raset.

Der Pfarrer. Eben deßwegen frag' ich.

Der graue Mann (seufzend.) Ja wohl hat er einen! Sein Geist war arbeitsam und thätig, aber er schabte stets an einem Orte, machte glücklich ein Loch in die Hülle, doch ist's zu klein, jetzt kann er nicht heraus! windet, krümmt sich, aber es geht nicht.

Der Pfarrer. Zu welchem Amte, mein lieber Carl, wird er mich wohl fähig finden, wenn er einst König wird?

Der graue Mann. Sie, Ehrwürdiger Herr, mache ich zum obersten Schulmeister meines Landes, denn ich seh's mit großem Vergnüger

wenn Sie oft in die Schule gehen, die Kinder zur Thätigkeit, zum Fleiße ermahnen, und ihnen Ihre eigene Kenntnisse mittheilen. Das nutzt, das fruchtet! denn je mehr unsere Geister ihre Häutchen verdünnen, je glücklicher kann's auf dieser Welt werden.

Die Speisen rauchten schon lange auf der Tafel, wir mußten Platz nehmen, und indeß wir's thaten, entfernte sich der graue Mann. Ich konnte ihn nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen, denn er war über Feld gewandert, und niemand konnte ihn finden. Nach Tische ließ ich mir seine Lebensgeschichte vom Pfarrer erzählen:

Carl war der einzige Sohn eines Schusters, der sich redlich, aber kümmerlich nährte. Als der Knabe acht Jahr alt war, starb Vater und Mutter, ein Bruder der letztern nahm die verlassene Waise zu sich. Alle Zeitgenossen erinnern sich, daß Carl in der Schule vorzüglich gut lernte, und immer vom Schulmeister besonders gelobt wurde. Er wollte sehr gerne studieren, da aber sein Vetter die Kosten dazu nicht hergeben konnte, so mußte er wider seinen Willen ein Schneider werden. Er war stets still und fleißig, aber er brachte es in seinem Handwerke nicht einmahl zur mittelmäßigen Vollkommenheit, und verrieth in seiner Arbeit oft große Zerstreuung. Endlich ging er einige Jahre auf die Wanderschaft, kam aber nicht viel geschickter nach Hause; er würde indeß doch daheim sein Brot verdient haben, wenn er nur fleißig hätte arbeiten wollen, aber nur Hunger konnte ihn zur Arbeit zwingen: hatte er ein Stückchen

trocknes Brot, so sperrte er sich in sein Stübchen ein, und las Bücher, welche ihm der Zufall in die Hände führte. Daß er die meisten unrecht verstand, sich darin Ideen zum Wahnsinne sammelte, lehrte und bewies die Folge. Wahrscheinlich würde er ein großer, ein tiefdenkender Gelehrter geworden seyn, wenn seine Armuth ihn in der Jugend nicht am Studieren gehindert hätte. Selbst sein beynahe fünf und zwanzigjähriger Wahnsinn hat die Spuren seines offnen Kopfes, seines Genies noch nicht ganz vertilgt. Er schreibt eine gute, lesbare Schrift. Er ist sehr gut in der Geschichte bewandert, und spricht vom punischen wie vom Hussiten-Kriege mit gleicher Wahrheit. Er kann die Bibel beynahe auswendig, und ist in der Rechenkunst weit über's Mittelmäßige hinaus.

Da er stets eingezogen, immer nur für sich lebte, nie an öffentlichen Orten, nur in der Kirche äußerst richtig erschien, so vermißten ihn seine Freunde erst einst an einem Sonntage, als er wahrscheinlich schon eine ganze Woche zuvor in seinem kleinen Stübchen ohne Pflege und Hülfe krank gelegen war. Sie fanden ihn wenigstens dort ohne Gefühl, ohne Verstand. Nach langer anhaltender Pflege kehrte endlich seine Gesundheit, aber nie mehr sein Verstand zurück. Die Zeit seiner Krankheit stimmt genau mit derjenigen überein, welche er in der Oberwelt will zugebracht haben. Anfangs sprach er auch nur von dieser; die Idee, daß er ein Abkömmling Carl des Vierten sey, kam erst lange nachher zum Vor-

scheine, ist aber jetzt der größte Gegenstand seiner Beschäftigung.

Als Kaiser Joseph starb, und sich die Böhmischen Stände zur Huldigung seines erlauchten Nachfolgers in Prag versammelten, sandte er wirklich eine Schrift an diese ehrwürdige Versammlung, worin er gegen die Wahl eines neuen Königs förmlich protestirte, und jene auf seine Rechte, die er auf die Böhmische Krone zu haben vermeinte, aufmerksam zu machen suchte. Ich besitze das von ihm selbst entworfne Concept dieser merkwürdigen Schrift, ich würde sie wörtlich hersetzen, wenn sie nicht eine genaue Wiederhohlung desjenigen enthielte, was ich schon durch ihn selbst erzählen ließ. Nachdem er den hohen Landesständen genau erwiesen hat, daß er von Carl dem Vierten abstamme, verirrt er sich auf einmahl in die Oberwelt, und spricht lange Zeit von dieser, endlich kehrt er zurück, und macht billigere Bedingungen. Sollte, sagte er, etwa aus meiner gerechten Anforderung ein Krieg entstehen, so will ich in Gnaden davon abstehen, und bin's zufrieden, wenn der künftige König mir das Pleißner- und Egerland abtritt, welches Kaiser Albrecht an den König Wenzel verpfändet hat, und das mir daher (wie? und warum? weiß ich nicht) unstreitig zugehört. Will man mir, fährt er noch billiger fort, aber die Pfandsumme von funfzig tausend Mark, nebst den vertagten Interessen, welche bis heutigen Tag eine Summe von einer Million, ein Mahl hundert achtzig tausend Mark ausmachen, ohne Wei-

gerung auszahlen, so begebe ich mich hiermit freywillig aller meiner gerechten Ansprüche, und will meine übrigen Tage in Friede und Ruhe beschließen.

Keiner seiner Freunde wußte etwas von diesem kühnen Schritte, würde vielleicht auch in der Folge nie etwas davon erfahren haben, wenn seine Schrift nicht die Aufmerksamkeit der Landesstelle erregt hätte. Sie schloß ganz natürlich auf Wahnsinn, forderte aber doch Bericht, und befahl, den armen Carl in Verwahrung zu nehmen; da aber die Obrigkeit seine ganzen Umstände einberichtete, und zugleich erwies, daß sein Wahnsinn von keiner gefährlichen Art sey, so ward er noch ferner der Versorgung seiner Freunde überlassen.

Er lieset äußerst gerne Zeitungen, und ist sehr genau mit allen politischen Begebenheiten bekannt. Er geht jederzeit auf die Post, und hohlt die Zeitungen, welche in seinem Geburtsorte gehalten werden, er lieset sie dann unter Weges; sehr wahrscheinlich war das Blatt, welches ich in seiner Hand erblickte, auch ein Zeitungsblatt. Die traurigen Begebenheiten Frankreichs reitzen seine Aufmerksamkeit sehr, er behauptet, daß er mit dem Hause Bourbon verwandt sey, und ebenfalls Anspruch auf Frankreichs Krone machen könne.

Vor einiger Zeit ist er aus der Gegend verschwunden. Fuhrleute wollen ihn zu Straßburg gesehen und erkannt haben; hat ihn vielleicht der unglückliche Gedanke, von Frankreichs verwaisetem Throne Besitz zu nehmen, zu dieser Reise verleitet,

so hat er wahrscheinlich schon längst sein Leben unter der Guillotine geendigt.

Wilhelm M***r
und
Caroline W***g.

Im schrecklichen siebenjährigen Kriege, welcher halb Deutschland verwüstetete, manchem Hausvater sein Habe, mancher Mutter ihren Sohn raubte, reisete der junge Wilhelm auf die Universität nach Leipzig. Sein Vater, ein Landpfarrer, war schon längst gestorben, seine noch lebende Mutter hatte ihr Aeußerstes gethan, um ihn auf der Schule zu ernähren, sie konnte ihm jetzt nicht mehr als zehn Thaler und ihren mütterlichen Segen mit auf die Reise geben, sie hoffte, daß der hoffnungsvolle Jüngling durch seine gute, untadelhafte Aufführung bald Gönner zu Leipzig finden würde, die ihn unterstützen und Vater der verlassenen Waise werden sollten. Als er zu Kolditz übernachtete, wurde das Städtchen von feindlichen Husaren überfallen, sie fanden auch den jungen Wilhelm, er war schön, jung und wohlgewachsen, und wurde am anderen Morgen, nebst mehreren jungen Leuten, nach des Feindes Land geführt, um dort als Soldat zu dienen. Seine

Gelassenheit, mit welcher er sich in sein unverdientes Schicksal fügte, sein Eifer, mit welchem er sich im Exercieren übte, und endlich seine nicht geringen Kenntnisse, welche er sich auf der Schule gesammelt hatte, erwarben ihm bald die Achtung seiner Vorgesetzten, sie erleichterten ihm nicht allein sein unglückliches Loos, sie halfen ihm auch vorwärts. Er diente im andern Jahre schon als Corporal unter dem Regimente, welches ihn gefangen genommen hatte. Sein Schicksal, das nun wieder zu lächeln schien, führte ihn in ein ruhiges Winterquartier nach M***dorf, wo er bey dem Pfarrer des Orts ein gutes Quartier fand, und von diesem bald als Sohn, von seinen drey erwachsenen Töchtern als Bruder geliebt wurde. Die jüngste derselben war ein sehr schönes, blühendes und gefühlvolles Mädchen, sie nahm warmen Antheil an dem Schicksale des ebenfalls schönen, und leider auch empfindsamen Jünglings, ihr inniges Mitleid verwandelte sich bald in eben so innige Liebe, der Jüngling fühlte und erwiederte sie im vollen Maße. Zeit und Gelegenheit war derselben gleich günstig. Lottchens zwey Schwestern waren von einer alten Muhme, die sie zu beerben hofften, nach der Stadt berufen worden, sie mußte daheim bleiben, und die Wirthschaft führen, weil die Mutter schon längst gestorben war. Der alte Vater ging gewöhnlich sehr früh zu Bette, die müden Knechte und Mägde folgten bald nach, und nun konnten die Liebenden oft halbe, manchmahl ganze Nächte Arm in Arm allein sitzen, sich

ewige Liebe schwören; und ihre reinen, unschuldigen Früchte ungestört genießen. Kalte, gefühllose Seelen, deren feuchtes Pflegma jede Leidenschaftsflamme sogleich löscht, kann's wundern, daß diese geheimen Zusammenkünfte bald strafbar wurden; mich wundert's, daß die Liebenden einen langen Monath kämpften, und nicht früher unterlagen. Umstände und Gelegenheit verleiten oft den redlichen Mann zu Verbrechen, die des Hochgerichts würdig sind. Zeit und Gelegenheit rauben dem liebenden Mädchen alle Mahl ihren größten Schatz, die nur einmahl blühende Unschuld, mit welcher ihre stolze Nachbarinn sich deßwegen nur noch brüsten kann, weil ihr nicht gleiche Gelegenheit wurde. Vater! Mutter! Dein ist die Pflicht, die fühlende Tochter vor dieser zu warnen, vor dieser zu schützen; hast du diese vernachlässigt, so ist dein die Schuld ihres Falles, so kann die Unglückliche von dir mit vollem Rechte Mitleid, Trost und Hülfe fordern, denn ihr Unglück war dein Werk, ihre Thränen klagen dich bey Gott an, und träufeln in deine Sündenschale.

Lottchen und Wilhelm liebten sich äußerst zärtlich, aber sie bangten auch oft vor der fürchterlichen Zukunft, vor der wahrscheinlichen schrecklichen Trennung. Die Friedensgerüchte, welche sich diesen Winter hindurch immer mehr und mehr verbreiteten, durch alle Zeitungen bestätigt wurden, belebten ihr Herz mit Hoffnung, beschleunigten aber auch eben so wahrscheinlich den Fall des unschuldigen Mädchens,

Wilhelm hoffte mit dem Frieden auch seine Entlassung zu erhalten, der Schulmeister des Orts war äußerst alt, er brauchte höchst nöthig einen Substituten, Wilhelm wollte dieser werden. Er hatte Gründe zu dieser Hoffnung, denn die ganze Gemeinde, welche diesen Dienst zu vergeben hatte, liebte ihn, und versicherte ihm solchen oft im Voraus, wenn er Sonntags anstatt des kranken Schulmeisters recht angenehm auf der Orgel präludirte, und mit melodischer Stimme das Lied begann. Er wollte dann sogleich sein Lottchen heirathen, und konnte dieß ebenfalls mit Grunde hoffen, weil der alte, liebreiche Vater oft im Scherze zu ihm sagte: wenn Sie beym nahen Frieden hier Substitut meines alten Schulmeisters werden wollen, so gebe ich Ihnen mein Lottchen zur Frau. So lange der Alte lebt, habt ihr die Kost bey mir, und stirbt er einst, so ist sein Dienst im Stande, euch wohl zu ernähren, denn er steht sich besser als mancher Pfarrer im Gebirge.

Daß die Liebenden ihre Hoffnung nicht auf Scheingründe bauten, habe ich deutlich erwiesen, daß diese angenehme Aussicht sich bey der günstigen Wendung noch Jahre lang verzögern könne, liegt freylich eben so klar am Tage; aber wer kann im Sturme, im Drange der heftigsten Leidenschaft immer kalt überlegen? Wer kann in der Fieberkälte sich die Medicin in Löffel tropfen, die der Arzt als heilsam verordnet hat?

Wie der Schnee schmolz, und Wilhelm mit

seinem Lottchen oft schon im nahen Garten lustwandelte, erschollen vom Gebirge herab wieder Kriegstrompeten, ihr Schall erschreckte die Liebenden mächtig, die folgende Zeitung brachte sogar die Hiobspost, daß der Friedens-Congreß fruchtlos aus einander gegangen sey, daß die Blutfahne auf's neue wehen, das Schwert auf's neue wüthen werde. Lottchen weinte, Wilhelm blickte traurig zur Erde, suchte Trost für seine Geliebte, und fand keinen. Ehe noch eine volle Woche verflossen war, und die Liebenden eben an einigen kleinen Scheingründen traurig, aber doch hoffend nagten, kam schneller Befehl zum noch schnellern Aufbruche. Wilhelm sollte sich mit seiner wenigen Mannschaft schon am Morgen des andern Tages zum Stabe, der einige Stunden von ihm entfernt lag, ziehen, und dann mit dem ganzen Regimente vorwärts marschieren. Schrecklich war die ganze Nacht, die er in den Armen seiner Geliebten durchwachte, noch schrecklicher wurde der Kampf der Trennung, weil Lottchen zwar nicht gewiß, aber doch durch dunkle Vorbothen immer mehr und mehr überzeugt wurde, daß sie schwanger sey. Die Furcht vor der großen und nahen Schande marterte sie schrecklich, die Gewißheit der nahen Trennung machte sie unfähig, diese Martern zu ertragen. Wilhelm that, was er vermochte, er schwur ihr ewige Treue, er gelobte ihr früh oder spät seine Hand zum Ersatz für ihr künftiges Leiden. Sie wird für dich, sprach er, dann fleißig arbeiten, sie wird dich bis in den Tod redlich und treu

ernähren. Auch versprach er, ihr jeden Monath wenigstens einmahl zu schreiben, und den Brief an den alten Schulmeister zu adressiren. Diese Trostgründe stärkten freylich Lottchens Muth auf einige Augenblicke, aber wenn sie sich wieder die Gefahren dachte, in welchen ihr Geliebter nun jeden Tag schweben würde, wenn sie über ihm das feindliche Schwert erblickte, oder ihn, von einer Kugel getödtet, vom Pferde sinken sah, da schwand dieser Muth auf's neue. Erinnerte sie sich nun vollends ihres schrecklichen Zustandes, erblickte sie sich vom alten Vater verflucht, von ihren Schwestern verachtet, von der ganzen Gemeinde verspottet in ihrer einsamen Kammer, so war sie der Verzweiflung nahe. Als der Tag anbrach, und Wilhelm nun scheiden mußte, da war sie unfähig, ihn bis an die Thür zu begleiten, sie warf sich wüthend auf ihr Bette, verstopfte sich mit den Küssen den Mund, damit das Gesinde ihr Schluchzen nicht höre, nicht Zeuge ihrer Verzweiflung werde.

Der alte Pfarrer, welcher nichts Arges ahndete, und Wilhelmen wirklich als einen Sohn geliebt hatte, weinte selbst, als dieser Abschied zu nehmen kam. Alles in der Welt ist eitel, sagte er treuherzig mit Salomo, und übergab segnend den jungen Helden Gottes allmächtigem Schutze.

Dieser duldete zwar mit äußerer Standhaftigkeit, er schämte sich, vor seinen Husaren mit Thränen zu erscheinen, aber sein Herz blutete. Wie er um's Haus nach dem Dorfe hinab ritt, und Lott-

chen ihm vom Bodenfenster noch schluchzend ein gräßliches Lebewohl zurief, da brach's, er konnte ihr nur mit nassem Auge danken, die äußerste Beklemmung hatte ihm seine Sprache geraubt, seine Hände gelähmt. Er war noch gleich sprachlos, als die gutherzigen Bauern ihn im Dorfe umringten, ihm Glück und Segen wünschten, und ein Glas Branntewein zur Labung reichten. Ein Glück für ihn, daß seine zitternde Hand es ganz verschüttete, es hätte ihm in diesen Umständen zum Gifte werden müssen. Auf der Anhöhe blickte er noch ein Mahl hinab in's kleine Thal, wo er der süßen Stunden so viele genossen hatte, am kleinen Kappfenster des Pfarrhofes wehte das weiße Tuch seiner trostlosen Geliebten, er sah's, er fühlte die Größe ihres Schmerzes, und spornte sein Pferd, damit er's nicht mehr sähe, nicht vollen Stoff zur Verzweiflung sammle.

Lottchen erschien mit rothgeweinten Augen beym Mittagsmahle, sie konnte nichts essen, hatte Mühe, ihre Thränen zu verbergen, der Vater sahs, aber da Erinnerung an den guten Wilhelm sein Auge selbst trübte, so verdachte er's der Tochter um so weniger, weil er überzeugt war, daß die jungen Leute sich gerne gesehen hatten, und er wirklich nichts würde entgegen gehabt haben, wenn Wilhelm ohne Soldatenrock mit einer Aussicht zu einem Dienste um seiner Tochter Hand geworben hätte. Das war aber auch alles, was sich der gute Alte dachte, sein Herz, das des jungen Mädchens Empfindung nach seinem kalten Gefühle maß, ahndete keine stärkere,

viel weniger strafbare Vertraulichkeit. Er hatte seine Kinder in Gottesfurcht erzogen, war von ihrem reinen, tugendhaften Lebenswandel überzeugt, und hielt Abweichung davon für unmöglich. Er war gutherzig genug, ihren Gram zu dulden, er zankte nicht, wenn sie in der Folge seine Suppe versalzte, oder sein Lieblingsgericht, den Eyerkuchen, verbrannte. Des armen Lottchens Lage, ihr sich immer mehrendes Leiden verdiente aber auch diese Schonung, es war schrecklich, es war der Erbarmung aller Menschen würdig. Sie hatte zwar Stärke des Geistes genug, sich über den Abschied des innig Geliebten zu trösten, sie besaß zwar Muth, sich mit der Hoffnung des glücklichen Wiedersehens zu laben, aber die marternde Vermuthung, daß sie wirklich ein Pfand seiner Liebe unter ihrem Herzen trage, die in jeder Stunde der Nacht sie weckte, mit jedem Morgen sich neute, mit jedem Abende sich bestätigte, und nach und nach zur schrecklichen Gewißheit wuchs, diese Vermuthung raubte ihr Stärke und Muth, Trost und Hoffnung, führte sie oft an den Abgrund der Verzweiflung, und weckte selbst mörderische Gedanken in ihr. Von beyden retteten sie bisher immer noch die Briefe des heißgeliebten Wilhelms, die sie oft jede Woche erhielt, und eben so fleißig beantwortete. Er schrieb so zärtlich, so liebevoll, er nahm so innigen Antheil an ihren Leiden, er wälzte die ganze Schuld des Verbrechens auf sich; aber er flehte auch so rührend um

Vergebung, daß die Leidende sie ihm nie versagen konnte, und um seinetwillen noch länger zu dulden beschloß.

Lottchen suchte indeß ihren Zustand vor aller Augen aufs sorgfältigste zu verbergen, sie hatte nicht Muth genug, ihn irgend jemanden zu entdecken. Das Gefühl der Scham, der Schande war zu groß, es bekämpfte den Vorsatz, welchen sie oft deßwegen faßte, und er unterblieb. Oft, wenn der alte Vater sie mitleidig anlächelte, und wegen ihrer bleichen Wangen theilnehmend nach ihrem Befinden fragte, wollte sie sich ihm zu Füßen werfen, alles bekennen und um Mitleid flehen, aber die Vorstellung seines Jammers schreckte sie stets zurück. Ihre jetzt mehr als je beschäftigte Einbildungskraft zeigte ihr den Zustand des leidenden Alten im Bilde, sie sah ihn, voll Entsetzen über diese unerwartete Nachricht, leblos vom Stuhle sinken, sie hörte, wie er stammelnd ihr fluchte, und Rache flehend verschied. Diese und noch gräßlichere Vorstellungen bewogen sie immer zu längerm Stillschweigen, sie sann unter dieser Zeit wohl auf Mittel, ihren Zustand stets verbergen zu können, da sie aber keine fand, so verschob sie die fürchterliche Entdeckung von einer Zeit zur andern, und suchte nur immer noch einen Tag zu gewinnen, an welchem sie schuldlos und ohne kränkenden Vorwurf vor den Augen der Dienstbothen umher wandeln konnte. Sie hatte Wilhelmen auf seine dringende Bitte gelobt, daß sie nicht Hand an sich und ihr Schmerzenskind

legen wolle, sie beschloß den Schwur zu halten, aber sie hoffte, daß die Geburt des ärmsten ihr Tod werden sollte, und zögerte daher stets noch länger, ihn durch vorher genossene und gefühlte Schande zu verbittern.

Indessen sie oft einsam mit sich kämpfte, sich die rührenden Worte: Vater und Mutter haben mich verlassen, aber der Herr nimmt mich auf! zu ihrem Leichentext wählte, und schwarze Schleifen band, die ihr Sterbekleid zieren sollten, sprach schon das ganze Dorf von ihrem unglücklichen Zustande. Jede Hausfrau muthmaßte ihn schon lange, jeder war er schon zur Gewißheit geworden; ihre Taille, die sonst eine der schönsten war, hatte sich zu sehr verändert, sie mußte dem geübten Auge dieser Weiber auffallen. Lottchen wurde einst, als man eine Kindbetterinn begrub, auf dem Kirchhofe ohnmächtig, der Anblick ihres künftigen Looses mochte zu stark auf ihre Nerven gewirkt haben. Einige Weiber führten sie abseits, lösten ihre Schnürbrust, und wurden dadurch von ihrem unglücklichen Zustande ganz überzeugt. Bald sprachen auch die Jünglinge und Dirnen des Dorfs davon, es kränkte die Väter und Mütter, daß in so gefahrvoller, verführungsreicher Zeit die Tochter des Pfarrers ihren Kindern ein so übles Beyspiel gab, und sie gleichsam zur Nachahmung reitzte. Einige wenige Mißvergnügte, welche der alte Pfarrer in ähnlichen Fällen, oft nur Vermuthungen, mit zu harten Worten ermahnt hatte, nützten die günstige Gelegenheit

zur Rache, und ermunterten die Gemeinde zur förmlichen Klage. Einige Deputirte derselben gingen wirklich in die Stadt zum Superintendenten, klagten ihren Pfarrer der Verwahrlosung seines Kindes an, und forderten, zur Steuer des allgemeinen Aergernisses, zur Warnung ihrer eigenen Kinder, hinlängliche Genugthuung. Der rechtschaffene Superintendent, welcher ganz natürlich glaubte, daß dem Vater nicht unbekannt seyn könne, was eine ganze Gemeinde wisse, schrieb sogleich dem alten Pfarrer und bath ihn mit schonenden Worten, seine Gemeinde in der Stille zu beruhigen, sie durch einheimische Genugthuung zu versöhnen, weil er sonst bey wiederhohlter Klage an's Ober-Consistorium Bericht erstatten müsse, und dieses leicht auf Entsetzung vom Dienste entscheiden könne. Der nächste Postbothe brachte diesen Schreckensbrief mit. Lottchen harrte seiner beym alten Schulmeister; Wilhelm hatte schon drey Wochen nicht geschrieben, sein Regiment zog nach der Oder gegen die Russen, sie hoffte so sehnlich auf Trost und Nachricht von ihm, erhielt abermahls keine, und eilte nach Hause, um in ihrem Kämmerlein ungestört weinen zu können. Ihr Jammer war durch einen Zufall noch um ein Großes vermehrt worden, zwey Bauernweiber waren ihr auf dem Heimwege begegnet, hatten sie nicht Jungfer Lottchen, nur schlechtweg Lottchen gegrüßt, und sich mit höhnischem Lächeln nach ihrem Wohlbefinden erkundigt. Die Ueberzeugung, daß man ihren unglücklichen Zustand schon muthmaße,

bald

bald im ganzen Dorfe mit Gewißheit davon sprechen werde, verursachte ihr tödtliches Schrecken, sie lag eben auf ihren Knien, und flehte Gottes Beystand an, als eine Magd ihr meldete, daß der Vater sie eilend zu sprechen verlange. Sie trocknete ihre Augen, und eilte zu ihm hinab. Der arme Alte saß in seinem Großvaterstuhl, in seiner herab gesunkenen Rechten hielt er einen offenen Brief, mit seiner Linken unterstützte er auf seiner Nase die Brille, welche sein zitterndes Haupt herab zu schütteln drohte. Er blickte starr nach seiner Tochter, und fing endlich laut zu schluchzen an.

Lottchen (bebend und zitternd.) Liebster Vater, was ist Ihnen widerfahren?

Vater (im schrecklichen weinenden Tone.) Kind des Jammers! kannst du mir Trost gewähren, kannst du's widerlegen, so eile, damit dich dein sterbender Vater noch segnen kann. (Mit erhöheter Stimme.) Ist's aber wahr! — — O dann fliehe eilend, damit dich mein gerechter Fluch nicht mehr erreicht, nicht dort auch unglücklich macht.

Lottchen (auf ihre Knie sinkend.) Vater! Vater!

Vater (mit gräßlicher Stimme.) So ist's wahr? Du antwortest, du vertheidigst dich nicht? (Aufspringend.) O ich unglückseliger! o ich geschändeter! o ich erbarmungswürdiger Vater! Mutter! Mutter! Dein Liebling, dein Lottchen, das du mir noch in deiner Todesangst so dringend empfahlst, das mir um dieser schrecklichen Stunde willen so

theuer wurde, ist gefallen, hat Ehre und Tugend vergessen, hat dein unbeflecktes Andenken bey der Nachwelt gebrandmarkt, stürzt mich mit Leid und Kummer in die Grube! — Sie haben Recht, daß sie Genugthuung fordern, ich muß sie leisten! — (Stößt Lottchen von sich.) Weg, weg, damit ich dich nicht länger sehe, sonst vermag ich's nicht! (Lottchen will fortwanken, mit gerührter Stimme.) Gott schütze dich vor Verzweiflung, darum flehe und bitte ich ihn, mehr vermag ich nicht, mehr kannst du nicht fordern! (Lottchen will ihm auf's neue zu Füßen fallen.) Weg! Weg! Sonst wirst du auch Vatermörderinn!

Lottchen wankte zur Thür hinaus, eine vorüber gehende Magd fand sie ohnmächtig am Boden, sie rief mehrere herbey, sie trugen sie in ihr Bett, weckten endlich ihre Sinne, und wachten die ganze Nacht an ihrem Lager. Es war eben Sonnabend, als diese schreckliche Scene sich ereignete; am andern Morgen, wie Lottchen zu bethen versuchte, trat der alte Vater in ihre Kammer. Er war im Priesterrocke gekleidet, und trug die Bibel unter dem Arme. Lottchen, sprach er im ernsten, aber gefaßten Tone, du mußt heute in die Kirche gehen.

Lottchen. Wie vermag ich's?

Vater (ihr gerührt die Hand reichend.) Dein Vater fordert's, er will dich und ihn mit Gott versöhnen! Kannst du ihm den Gehorsam verweigern?

Lottchen (ihm die Hand küssend.) Ich folge! Gott gebe, daß es mein letzter Gang sey!

Vater. Versündige dich nicht auf's neue durch thörichte Wünsche, flehe zu ihm, nur er kann vergeben, nur er kann Kraft zur Besserung verleihen!

Der Vater ging standhaft fort, und Lottchen ließ sich durch die Mägde ankleiden, sie war nicht vermögend allein zu gehen, die Mägde mußten sie auch nach der Kirche führen, sie nahmen Platz neben ihr, und gaben ihr oft stärkenden Geist zu riechen, weil sie immer ohnmächtig zu werden drohte. Die ganze versammelte Gemeinde sah ihr Leiden, schloß auf Entdeckung und fühlte Mitleid. Der Gottesdienst begann, alle sangen im traurigen Tone das fröhliche Morgenlied; als nachher der alte Vater, welcher schon zwey und vierzig Jahr ihr Lehrer gewesen war, zum Altare wankte, oft die trüben Augen sich wischte, und doch das Evangelium nur stotternd lesen konnte, da weinten schon viele, und das folgende Lied ward im noch traurigern Tone abgesungen. Endlich bestieg der ehrwürdige Greis die Kanzel, er ruhte oft auf ihren Stufen, blickte nach Kraft in die Höhe, und langte oben an, als schon tiefe Stille der Gemeinde ihn erwartete. Er rang fürchterlich seine Hände, und rief weinend aus: O meine Tochter! O meine Tochter, wie beugst du mich! Dieß, fuhr er fort, war nicht der Text, welchen ich zu meiner heutigen Predigt gewählt hatte, aber jetzt aus innerm Gefühle wäh-

len muß. O meine Tochter! O meine Tochter! wie beugst du mich! Zwey und vierzig Jahr stand ich aufrecht an dieser heiligen Stätte, und ward gestärkt durch die innere Ueberzeugung, daß ich handelte, wie ich lehrte. O meine Tochter, wie beugst du mich! Jetzt muß ich, vom schrecklichen Grame und Kummer niedergedrückt, an dieser Stätte erscheinen, darf's nicht wagen, meine Augen zu Gott zu erheben, muß reumüthig an meine Brust klopfen, und demüthig ausrufen: Gott sey mir Sünder gnädig! Ich kann nicht mehr, andächtige Zuhörer, in euer Auge vertrauend blicken, tiefe Scham fesselt das meinige am Boden, weil ich euch Aergerniß gab, weil ich verdient habe, daß man einen Mühlstein an meinen Hals hänge, und mich im Meere versenkte, wo es am tiefsten ist. Oft, liebe Hausväter und Mütter, habe ich eure wenige Wachsamkeit, mit welcher ihr eure Kinder erzogt, in heftigen Worten getadelt, jetzt muß ich mich dieses Verbrechens bey euch selbst anklagen, muß ausrufen: Schändlicher Vater! du hast's geduldet, als deine Tochter buhlte, du hast ruhig geschlafen, als sie deinen und ihren Ruf entehrte, als sie dem Volke Aergerniß gab! Dir wird es schwer werden, deine Nachlässigkeit vor Gottes Throne zu verantworten, du kannst nun nicht mehr freudig vor ihn hintreten und sagen: Herr, hier bin ich, und diejenigen, die du mir gegeben hast! Oft, liebe Jungfrauen und Jünglinge, habe ich euch ermahnt, auf dem Pfade der Ehre und Tugend zu wandeln! Oft habe

ich in strengen Worten eure unschuldigen Lustbarkeiten getadelt, sie im heiligen Eifer den Reitz zur Sünde, den Anfang des Lasters genannt: jetzt muß ich schweigen, denn der Blick auf mein gefallenes Kind würde mich erinnern, daß ich strafbarer war als ihr. Damit ich aber nicht mehr Schuld auf mich lade, als ich zu tragen fähig bin, und wirklich zu büßen verdiene, so frage ich dich, mein Schmerzenskind, meine Benjamine, an dieser heiligen Stätte vor Gottes Angesichte, und in Gegenwart der ganzen vor ihm versammelten Gemeinde: ob ich nicht alles that, was mir Gott zu thun befahl? Ob ich dich nicht von früher Jugend an zur strengen Beobachtung seiner Gebothe ermahnte? Dir nicht anschauend die schrecklichen Folgen zeigte, welche jedes Laster nach sich ziehen muß? O meine Tochter! O meine Tochter, wie beugst du mich! — — —

Der unglückliche Greis wollte noch weiter sprechen, aber das laute Schluchzen der ganzen Gemeinde, das klägliche, fürchterliche Winseln seines Kindes hinderte ihn, er mußte harren, und im Stillen die Früchte seiner schrecklichen Rede erwarten. Die Weiber verließen ihre Stühle, die Jungfrauen folgten, alle drängten sich zur Unglücklichen, umarmten und küßten sie wechselsweise. Vergebung, Vater, Vergebung, rief ein unschuldiges Mädchen. Vergebung, riefen alle Weiber und Jungfrauen. Vergebung erscholl's von allen Emporkirchen der Männer. Ich verzeihe, ich vergebe

willig, sprach der Greis im gerührten Tone, ich hoffe, daß auch Gott ihr Flehen hört, und mit barmherzigem Auge auf sie herab blickt. Der Kuß des Friedens soll ihr werden, wenn ich hinab steige, aber jetzt muß ich mit euch, Andächtige und Geliebte, noch einige Worte sprechen. Ihr fordertet mit vollem Rechte bey meinem Obern Genugthuung über das Aergerniß, welches euch und euern Kindern durch den Fall meiner Tochter so reichlich wurde. Ich gab sie euch; seyd ihr, gleich Gott, mit dem öffentlichen Bekenntnisse der Schuld zufrieden? Oder fordert ihr mehr? Verdiene ich vielleicht nicht mehr euer Führer, euer Lehrer zu seyn, so will ich heute noch mein Amt freywillig niederlegen, will mit dem Wunsche, daß mein unglückliches Kind den eurigen ewig zum warnenden Beyspiel dienen möge, von euch scheiden. — — Nein, nein, rief die ganze Gemeinde, bleiben Sie noch länger unser Vater und Lehrer! Wir bereuen den voreiligen Schritt von ganzem Herzen! Wir nehmen die Klage zurück! — — So lohn's euch Gott, sprach der Greis weinend, der nicht will, daß mein graues Haupt mit Schande in die Grube fahre! Er stieg nun von der Kanzel herab, und nahte sich dem unglücklichen Lottchen, das in der Weiber Armen ruhte, und nur schluchzen, nicht mehr weinen konnte. Oft hatte Ohnmacht sich ihr genaht, aber die Donnerworte des Vaters hatten sie immer wieder zum Leben empor geschreckt. In der ganzen Gemeinde herrschte tiefe Stille und Erwartung,

jeder wollte die Worte der Versöhnung hören, damit er einst Zeuge derselben seyn könne. Der alte Vater küßte jetzt die Stirn seines Kindes, auch er schluchzte und konnte nur Vergebung stammeln, die aber sein Herz willig zu geben schien. Mit aller Kraft, die der armen Leidenden noch möglich war, riß sie sich jetzt aus den Armen der Weiber empor, und streckte ihre Hände flehend gegen die ganze Gemeinde. Vergebt, verzeiht auch ihr, sprach sie, und laßt dem schuldlosen Vater mein Verbrechen nicht entgelten. Nein, nein! rief abermahls die ganze Gemeinde. Fluch treffe den, sprach ein alter Bauer, der ihr und ihm den geringsten Vorwurf macht! Fluch! Fluch treffe ihn! schrien alle.

Der getröstete Vater schlich nun nach der Sakristey, der alte, taube Schulmeister, welcher wahrscheinlich von der herzangreifenden Scene nichts verstanden hatte, stimmte ein neues Lied an, aber niemand war vermögend mitzusingen. Der Gottesdienst schloß sich mit dem angenehmsten Opfer, mit Versöhnung und Vergebung. Es war rührend anzusehen, wie jetzt die Weiber und Jungfrauen die Leidende in ihrer Mitte nach Hause führten, wie die Männer und Jünglinge ihren alten Seelenhirten umgaben, ihn nochmahls treuherzig ihrer vollen Liebe versicherten, und auch mit ihm nach der Pfarre zogen. Da Lottchen schon unter Weges ohnmächtig ward, so führten sie die Weiber nach ihrer Kammer, und wachten von nun an abwechselnd an ihrem Krankenlager. Am andern Morgen gingen zahl-

reiche Deputirte nach der Stadt, und brachten vom Superintendenten die Versicherung zurück, daß auf ihre dringende Bitte der Klage nicht gedacht werden sollte. Eine volle Woche verfloß nun ruhig, es besserte sich mit Lottchen, und ihr alter Vater saß oft tröstend an ihrem Bette, und ermahnte sie mit kräftigen Worten zur Standhaftigkeit und Ausdauer in der harten Prüfung. Eben war er Sonntags in die Kirche gegangen, als seine zwey andern Töchter aus der Stadt anlangten, sie hatten das dunkle Gerücht, welches sich auch dort verbreitete, vernommen, wollten sich mit eignen Augen überzeugen, und überhäuften nun die Unglückliche mit den schmählichsten, schrecklichsten Vorwürfen. Hätten nicht zwey starke Bauerweiber an Lottchens Bette gewacht, sie würden in ihrer Wuth die Hülflose erbärmlich mißhandelt haben. Mit ähnlichem, unnatürlichem Grimme, und eben so beißenden Vorwürfen empfingen sie den alten Vater, als er aus der Kirche kam, sie nannten ihn einen Kuppler seines eignen Kindes, und vergaßen der Ehrfurcht ganz, die sie dem Vater schuldig waren. Der gekränkte Alte antwortete nicht, versperrte sich in seine Studierstube, und überließ sich seinem gerechten Schmerze. Wie die hartherzigen Schwestern neue Angriffe auf die Unglückliche wagten, sandten die Wächterinnen nach Hülfe: Weiber und Männer versammelten sich bald in Menge, sie ermahnten die Wüthenden mit kräftigen, bäurischen Worten zur Schonung, sie bewiesen ihnen, daß noch nicht aller Tage

Abend, und der sich am sichersten dünke, oft dem Falle am nächsten sey. Da aber die Ermahnung die Stolzen noch mehr erbitterte, so ergriffen die Bauern stillschweigend Lottchens Bett, und trugen es auf ihren starken Schultern nach der nahen Schule. Ein alter Greis blieb bey den staunenden Schwestern in der leeren Kammer. Wir haben, sprach er endlich ernsthaft, heute vor acht Tagen im Gotteshause demjenigen Fluch gelobt, der dem armen Vater und seinem unglücklichen Kinde einen Vorwurf macht. Gott hat ihn gehört, nehmt euch in Acht, daß er euch nicht schrecklich trifft. Versucht's nicht, uns zu folgen, wir werden sonst Vaterrecht brauchen, denn das arme Lottchen ist nun unser Kind geworden.

Lottchen wohnte jetzt wirklich im Oberstübchen der Schule, die Weiber des Dorfs umgaben sie mit stärkerer Wache, und sandten die Suppe zurück, welche die Schwestern ihr am Abende mit einem kränkenden und spöttischen Gruße sandten. Sie hätten, ließen sie ihnen rückdeuten, schon selbst noch Hühner zur Suppe, und würden sie für ihr neues Kind nicht sparen.

Am dritten Tage erfuhren einige Bauern, daß man auf dem Pfarrhofe nach einem Arzte gesandt habe, sie muthmaßten Krankheit ihres lieben Pfarrers, und eilten ihn zu besuchen. Sie fanden ihn auf seinem Bette, er rang schon mit dem Tode, konnte nicht mehr hören, nicht mehr sprechen; seine beyden unnatürlichen Töchter hatten ihn, nach Aus-

sage der Mägde, stets mit den kränkendsten Vorwürfen gemartert, er hätte oft um Schonung gefleht, aber sie war ihm nie geworden. Als sie am nähmlichen Tage ihn beym Mittagsmahle aufs neue damit kränkten, endete seine Geduld, er sprach sehr hart mit ihnen, und ging in sein Zimmer. Die Magd, welche ihm den Kaffeh nachtrug, fand ihn sinnlos am Boden; wahrscheinlich hatte ihn der Schlag getroffen. Die Töchter waren nicht zugegen, wie die Bauern ankamen, sie beschäftigten sich, die Schränke und Kisten zu versperren, damit bey dem nahen Todesfalle nichts von ihrem Erbtheile entwendet werden könne. Der kranke Vater bemühte sich äußerst, mit den Anwesenden zu sprechen, aber seine Mühe war vergebens. Er hob seine Linke, denn die Rechte hatte wirklich der Schlag gelähmt, in die Höhe, und deutete mit flehender Miene nach der Schule. Die Bauern verstanden seine Bitte, und gelobten in kräftigen Worten und mit deutlichen Mienen, daß sie der Verlassenen Vater seyn wollten. Ehe noch der Arzt anlangte, hatte er schon ausgerungen; als kurz vorher die unnatürlichen Töchter an sein Sterbebette traten, und kläglich, aber nicht ernstlich, ihre Hände rangen, wandte der Sterbende sein Angesicht von ihnen, und starb, indem er sehnsuchtsvoll nach der Schule blickte.

Dieß alles hinderte die Verstockten keineswegs, ihrer unglücklichen Schwester ganz allein die Ursache des väterlichen Todes aufzubürden, sie be-

haupteten sogar kühn, daß der Vatermörderinn kein Theil am Erbe gebühre, und schwuren, eher den letzten Rock zu verganden, als ihr gutwillig einen Groschen zu übergeben. Dieß, sprachen die anwesenden Bauern, werden wir hier beym Leichname des Vaters nicht ausmachen, aber so viel schwören wir euch, daß es der Aermsten, wenn sie auch nicht das Geringste erhält, doch an nichts mangeln soll. Wir haben's dem sterbenden Vater gelobt, und werden treulich Wort halten. Sehet zu, daß das ungerechte Habe nicht einst auf eurer Seele brennt.

Mit Lottchen hatte es sich unter der sorgfältigen Pflege der Weiber abermahls gebessert, sie konnte im Bette aufsitzen, und gab Hoffnung, bald in der Stube herum zu gehen. Der Richter des Dorfs hatte am Sterbetage ihres Vaters die ganze Gemeinde versammelt, und mit ihr über Lottchens künftiges Schicksal gerathschlagt, alle hatten sich schriftlich verbunden, mit freudigem Herzen den ausfallenden Theil zu ihrer Versorgung auf Lebenszeit beyzutragen, des Richters einziger Sohn hatte sogar hinzu gefügt, daß er, wenn Wilhelm nicht aus dem Kriege wiederkehre, ihr seine Hand biethen wolle, und mit ihr glücklicher als mit mancher andern zu leben hoffe. Da übrigens Lottchen schon äußerst viel gelitten hatte, und mehr zu leiden nicht fähig war, so ward beschlossen, ihr jetzt den Tod des Vaters nicht kund zu machen, und sorgfältig zu verhüthen, daß niemand ihr solchen entdecke; dieser Vorsatz war sehr leicht auszuführen, weil immer

einige Weiber des Dorfs bey Lottchen wachten, jeden, der sich ihr näherte, vorher unterrichten, und alle, denen sie nicht trauten, entfernen konnten: aber die gutherzigen Seelen bedachten nicht, daß das arme Kind bald nach einer Unterredung mit dem Vater bangen, sich stark genug fühlen werde, ihn besuchen zu wollen. Ueberdieß lag die Schule sehr nahe an der Kirche, die Leiche des alten Vaters mußte nahe daran vorüber getragen werden, Glockengeläute und Trauerlieder mußten sie aufmerksam und argwöhnisch machen. Schon am andern Morgen forschte Lottchen sehr sorgfältig nach dem Befinden ihres Vaters, sie hatte ihn im Traume im Sarge gesehen, und wollte nun mit Gewalt auf die Pfarre gehen. Mit vieler Mühe gelang es den Wärterinnen, sie eines andern zu überreden, sie brachten ihr Bothschaft vom Vater, der ihr Schonung und Ruhe geboth, und sie morgen oder übermorgen zu besuchen versprach. Diese Nachricht schien sie zu beruhigen, als aber am Mittage alle Glocken der ganzen Gemeinde den Tod ihres Pfarrers verkündigten, da forschte sie aufs neue ängstlich nach der Ursache. Man erzählte ihr, daß ein alter Bauer gestorben sey; sie wollte es Anfangs nicht glauben, als aber jeder, welcher sie diesen Tag besuchte, ihre Frage eben so beantwortete, so wurde sie am Abende ruhiger, und fragte jetzt oft: ob ihr Vater die Leiche führen, und sie dann besuchen werde? Da die Wärterinnen ihr Hoffnung dazu machten, so schlief sie sanft, und konnte am Mor-

gen das Bett verlassen, ungeachtet die Anwesenden sie eines andern zu bereden suchten. Die besondere auffallende Mühe, welche sie am Mittage aufs neue anwandten, Lottchen zum Niederlegen zu bereden, mochte die Unglückliche mißtrauisch gemacht haben, sie warf sich in ihren Kleidern auf's Bett, und schien bald sanft zu schlafen. Als die Glocken den Leichenzug verkündigten, und dieser sich schon der Schule nahte, ruhte Lottchen noch immer, die Wärterinnen schlichen sich leise an's Fenster, und wollten auch mit Blicken Abschied von ihrem treuen Lehrer nehmen. Der Anblick riß sie hin, sie schluchzten laut, und sahen es nicht, wie das arme Lottchen leise ihr Bett verließ, und auch an's Fenster schlich. Der Sarg, in welchem ihr Vater ruhte, ward eben vorüber getragen, ihre Schwestern folgten heulend in schwarzen Trauerkleidern, und Lottchen sank mit einem gräßlichen Schrey zu Boden. Die Wärterinnen eilten ihr erschrocken zu Hülfe, schleppten sie auf's Bett, und weckten bald ihre Sinne, aber ihr Verstand war unwiederbringlich verloren, der schreckliche Anblick des todten Vaters, die noch schrecklichere Vermuthung, daß sie die Schuld desselben trage, hatte ihn zerrüttet. Sie rasete, überwältigte oft die Wärterinnen, und suchte ein Werkzeug, um sich zu ermorden. Ich habe ihm den Dolch in's Herz gestoßen, das Blut floß stromweise von seinem Sarg herab, rief sie immer, ich habe den schrecklichsten Tod verdient, ihr müßt mich binden, und dem Gerichte überliefern!

Am Abende mußte die betrübte Gemeinde auch wirklich zu diesem Mittel schreiten, und ihre Hände fesseln, denn sie hatte sich einige Mahl schon selbst erdrosseln wollen. Sie hofften noch immer sehnlich auf Besserung; als sie nicht erfolgte, hohlten sie auf ihre Unkosten einen berühmten Arzt. Er konnte in ihren Umständen wenig zu ihrer Linderung, zur vollkommenen Hülfe gar nichts beytragen, doch behauptete er, daß es sich mit ihrer Entbindung, die jetzt mächtig nahte, von selbst bessern werde. Ehe diese Stunde ganz nahte, duldete die arme Wahnsinnige schreckliche Martern und Leiden, ihre Einbildungskraft führte sie jeden Tag oft und vielmahls auf's Schaffot: dieß war ihr einziger, nie ganz weichender Gedanke. Oft stand sie vor ihren Richtern, bekannte mit rührenden Worten ihre ganze Schuld, und klagte sich endlich selbst als Vatermörderinn an; sie ließ den Stab über sich brechen, ward zum Schwerte verurtheilt, und hörte ihr Urtheil mit Standhaftigkeit an. Aeußerst rührend und traurig war es für die Wärterinnen, wenn sie sich durch Hülfe ihres Wahnsinns nach dem Rabenstein führen ließ, sie wurde dann vergnügt und froh, versöhnte sich innig mit Gott, sprach mit den Anwesenden ernstlich, und warnte jedes Mädchen mit den nachdrücklichsten Worten vor Verführung und Verlust der Unschuld. Eine lange, anhaltende Ohnmacht, in welcher sie sich hingerichtet wähnte, endete dann immer die schreckliche Scene, welche sie stets mehr und mehr entkräftete. Niemand hoffte auf

glückliche Entbindung, jeder weissagte ihr im Voraus mit dieser das Ende ihrer Leiden; endlich nahten sich ihre Schmerzen, sie waren der armen Wahnsinnigen neue, noch nie gefühlte Empfindungen, ihre Einbildungskraft wähnte, daß sie am Hochgericht stehe, und mit glühenden Zangen gezwickt werde. Sie flehte oft ihre Henker um Barmherzigkeit an, und nannte sie unmenschliche Barbaren. Nach vier und zwanzigstündigem Leiden gebar sie, zum Erstaunen aller Anwesenden, ein gesundes, wohlgestaltetes Mädchen; die Aenderung, welche der verständige Arzt prophezeyt hatte, erfolgte schnell. Alle Anwesende jubelten und frohlockten, als sie ihr Schmerzenskind forderte, und es mit allen Beweisen der reinsten Zärtlichkeit einer Mutter an ihr Herz drückte, sie war äußerst schwach, aber bey vollkommenem Verstande, sie beantwortete jede Frage richtig, und schien sich des Todes ihres Vaters gar nicht mehr zu erinnern, sie beschäftigte sich stets mit ihrem Kinde, und lächelte wonnevoll, wenn sie es anblicken konnte. Auf diese Art durchlebte sie zwey glückliche Tage, die Taufe des Kindes war für die ganze Gemeinde ein Fest, alle Hausväter und Mütter standen ihm zu Gevatter, und erneuerten den Bund, Mutter und Kind bis an ihren Tod zu ernähren. Man hatte das Mädchen in der Taufe Wilhelmine genannt; als man es der Mutter erzählte, forschte sie sogleich nach Briefen von ihrem Wilhelm, da man ihr keine bringen konnte, so weinte sie den ganzen Abend, und nannte ihr Kind

eine vaterlose Waise. In der folgenden Nacht schlief sie ruhig, sprach aber am andern Morgen schon wieder irre, dann und wann blickte, gleich der untergehenden Sonne, ihr Verstand noch empor, aber bald sank er, gleich dieser, in die Dunkelheit hinab, und ging nie mehr auf. Ihr Wahnsinn hatte sich auf die glücklichste Art geändert, sie wähnte mit ihrem Kinde im Himmel zu seyn, und glaubte alle Freuden desselben zu genießen. Sie sprach täglich mit Gott und seinen Engeln, ihre Einbildungskraft verwandelte einen Trunk frisches Wasser in Nektar, und ein Stückchen Brod in Himmelsmanna. Die Gemeinde, welche noch immer auf Rettung hoffte, brauchte den Arzt auf's neue, aber er erklärte ihren Wahnsinn sogleich für unheilbar, und Rettung für unmöglich. Das unglückliche Lottchen, welches nun durch ihren Wahnsinn innere Zufriedenheit und Seelenruhe genoß, ward bald gesund, ihre Wangen rötheten sich auf's neue, sie war reitzender und schöner als in den Tagen ihrer Unschuld. Sie liebte ihr Kind mit seltener Zärtlichkeit, sie wartete und pflegte es mit einer Sorgfalt, der keine andere Mutter fähig war. Oft wiegten es, ihrer Einbildung nach, die Engel, aber sie wich doch nie von seiner Wiege, und beobachtete stets die kleinste Bewegung desselben. Ihre unnatürlichen Schwestern besuchten sie nie mehr, sie theilten die ganze Erbschaft unter sich, und die redliche Gemeinde hinderte es nicht, weil die Glieder derselben glaubten, daß eine Klage darüber der Reue ihres Gelübdes ähnlich sähe, durch

wel-

welches sie sich verbunden hatten, Lottchen sammt ihrem Kinde zu ernähren. Aber der gewissenhafte Superintendent duldete dieß Unrecht nicht, er vertrat die Verlassene, die Gerechtigkeit entschied, und Lottchen erhielt gleichen Antheil am Erbe des Vaters. Es ward den Vorstehern der großmüthigen Gemeinde zur Verwaltung übergeben, weil sie einstimmig erklärten, daß sie ihr einmahl angenommenes Pflegekind nicht aus ihrer Mitte lassen wollten. Das ganze Erbtheil bestand in eilf hundert Thalern, sie legten diese auf sichere Zinsen, machten diese immer wieder zu Capital, und ernährten Lottchen aus Eigenem, damit ihr unschuldiges Kind einst eine Summe erbe, mit welcher es sich gut und redlich ernähren könne.

Lottchen lebte beynahe stets im Ueberflusse, alles, was sonst die Hausmütter als einen Leckerbissen für ihr künftiges Kindesbett aufbewahrten, trugen sie jetzt mit willigen Herzen auf die Schule, und weinten innig, wenn ihr wahnsinniges Pflegekind sie für Engel ansah, und mit ihnen von den seligen Freuden des Himmels sprach. Der neue Pfarrer war ein wahrer Menschenfreund, er nahm warmen Antheil an Lottchens Schicksale, ermahnte seine Gemeinde oft zur Ausdauer in ihrer wohlthätigen Handlung, und fachte dadurch ihren Eifer auf's neue an. Lottchen behauptete, daß die weiße Farbe die Kleidung der Engel sey, und wollte kein anderes Kleid anziehen, auch ihr Kind in keinem andern sehen. Es ward daher im Dorfe bald zum unver-

brüchlichen Gesetze, daß jede Dirne am Abend, wenn die Hausmutter Feyerabend geboth, noch eine halbe Stunde länger für Lottchen spinnen mußte, damit sie nie Mangel an Leinwand haben sollte. Oft leuchtete um Mitternacht noch am Fenster der fleißigen Dirnen das Lämpchen, und wenn der Wanderer nach der Ursache forschte, so ward ihm zur Antwort, daß die Dirne am Engelskleide spinne.

Vier Jahr waren nun in Drangsalen des Krieges verflossen, immer war das Dorf vor Verheerung geschützt geblieben, rings umher hatten die Feinde fürchterlich gewüthet, vor diesem waren sie schonend vorüber gezogen. Jedermann glaubte, daß das Geberh des Engels, so nannte man durchgehends Lottchen, diese glückliche Wirkung hervor gebracht hätte, man schätzte und liebte sie deßwegen immer stärker. Lottchen lebte diese Zeit hindurch mit ihrem Kinde, das gesund und munter heran wuchs, in ihrem seligen Zustande froh und zufrieden, Wilhelm hatte einige Mahl geschrieben, ihr seine Gesundheit und ewige Fortdauer der zärtlichsten Liebe berichtet. Man hoffte bey Empfang des ersten Briefes auch große und glückliche Wirkung, aber man betrog sich; die unglückliche Wahnsinnige wähnte, daß Wilhelm sie durch seinen Brief aus dem Himmel zu locken suche, und sie bestand fest darauf, daß sie, der irdischen Leiden müde, diesen nie mehr verlassen wolle. Das war die ganze Antwort, welche man von ihr erhielt, die sie endlich auch schriftlich gab, als der Pfarrer sie forderte.

Dieser beantwortete nun jeden Brief des armen Wilhelms, und schilderte ihm alle Mahl den unglücklichen Zustand seiner Geliebten, aber, war's Zufall oder Schickung, Wilhelm erhielt diese Antwort nie, er flehte in jedem neuen Briefe um Antwort, und bath am Ende diejenigen, welche seine Briefe etwa erbrächen, nur um Nachricht von des geliebten Lottchens Leben oder Tod. Wahrscheinlich war der Krieg selbst Schuld am Verluste der Briefe; Wilhelms Regiment, das bey jeder Gelegenheit sehr brav that, stand immer im Angesichte des Feindes, und wenn die Antwort am bestimmten Orte auch eintraf, so war oft Wilhelm meilenweit davon entfernt.

Endlich erhörte Gott das Flehen der Millionen seiner Gläubigen, und schenkte Deutschland den Frieden. Wilhelm schrieb, daß er als Wachtmeister seinen Abschied erhalten, sich ein kleines Capital erworben, und nun komme, um sein Lottchen zu heirathen, oder auf ihrem Grabe zu sterben. Eben ging der Pfarrer des Orts mit Lottchen und ihrer kleinen Wilhelmine in seinem Garten spatzieren, als ein junger, schöner Mann in hastiger Eile die Gartenthür öffnete, und mit offnen Armen auf Lottchen zueilte. Es war Wilhelm, Lottchen erkannte ihn sogleich, schrie fürchterlich um Hülfe, nahm ihr Kind auf den Arm und entfloh in schnellster Eile. Wilhelm stand wie angewurzelt am Boden, solch einen Empfang hatte seine heiße Liebe sich nie gedacht, ihr Grabhügel würde ihn nicht so sehr er-

schreckt, nicht so aller Fassung beraubt haben. Dieß hatte er längst vermuthet, aber jenes nie denken können, nie denken wollen. Der Gedanke, daß Lottchen verheirathet, und wahrscheinlich dieß ihr Mann sey, bemächtigte sich jetzt seiner Seele, und nagte geyerartig an seinem Herzen. Der Pfarrer, welcher sich nun mit ihm in's Gespräch einließ, brauchte Muth und Stärke, um ihn vom Gegentheile zu überzeugen, und nach und nach zur Erzählung von Lottchens unglücklichem Schicksale vorzubereiten. Wilhelm jammerte schrecklich, als ihm die Erzählung ihrer Leiden ward, er bestand hartnäckig darauf, daß ihn der Pfarrer nach der Schule führen sollte. Er hoffte, wenigstens mit ihr sprechen zu können, und wollte nur sein Kind sehen und segnen. Als der Pfarrer endlich seiner dringenden Bitte nachgab, und mit ihm nach der Schule ging, sahen sie Lottchen am obern Fenster stehen, und ängstlich umher blicken. Der Pfarrer bewog Wilhelmen zum Stillstande, ihr suchender Blick fand sie bald, sie starrte den hoffenden Wilhelm an; endlich lächelte sie freundlich und winkte ihn näher, wie er aber unaufhaltsam nach der Thür rannte, da schrie sie auf's neue erbärmlich um Hülfe. Ihre Thür war fest verriegelt, Wilhelm konnte sie nicht öffnen, ihr anhaltendes Jammergeschrey bewog ihn endlich selbst abzulassen, weil der Pfarrer ihm nebenbey dringend vorstellte, daß weitere Gewalt sie zur Raserey verleiten könne. Ihr klägliches Geschrey nach Hülfe hatte viele Bewohner des Dorfes herbey gelockt, sie fanden den

unglücklichen Wilhelm und bewillkommten ihn mit nassen Augen. Wären sie früher gekommen, sagte ein altes Mütterchen, dann hätte ich noch einmahl auf ihrer Hochzeit getanzt, aber jetzt werden wir wohl nur mit einander weinen können. Da Lottchen immer noch erbärmlich schrie, so suchten sie alle Gegenwärtige zu beruhigen, aber sie schwieg nicht eher stille, als bis Wilhelm sich entfernte. Einige Bewohner des Dorfes führten ihn, er weinte schrecklich, und rang seine Hände fürchterlich, Lottchen blickte mitleidig zum Fenster herab. Warum weint er denn? fragte sie endlich.

Der Pfarrer. Weil Sie ihn nicht sehen, nicht sprechen wollen.

Lottchen (ängstlich.) Wie kann ich denn? Wenn er mir zu nahe kommt, so trägt er mich aus dem Himmel wieder in die Welt hinab, und da muß ich wieder auf's neue leiden! O dahin mag ich nicht mehr! Nein! Nein! dahin gehe ich nicht.

Wilhelm (schluchzend.) Unvergeßliche! Mir ewig Theure! Ich will dir deinen Himmel, so schrecklich er mir auch ist, nicht rauben. Ich will dich nur sehen, nur mein Kind segnen.

Lottchen (hebt Wilhelminen am Fenster in die Höhe.) Siehst du es nun? Ist's nicht ein schöner Engel? O es hat mir gräßliche Schmerzen gekostet, aber nun ist's auch meine einzige Freude.

Wilhelm (außer sich.) Erbarme dich! Erbarme dich meiner! Erlaube, daß ich mich dir nähern, daß ich mein Kind küssen darf.

Lottchen (ängstlich.) Nein! Nein! Haltet ihn, laßt ihn nicht los! (Zum Kinde.) Siehst du, dieß dort war auf der Welt dein Vater.

Das Kind (freudig in die Hände klopfend.) Mein Vater! Mein Vater! Ach, wie freue ich mich, daß ich nun auch einen Vater habe. (Hinab rufend.) Lieber Vater, komm herauf zu uns, damit ich dich herzen kann.

Wilhelm (mit innigstem Gefühle.) Engel, theures, liebes Kind, bitte deine Mutter, daß sie es erlaubt, vielleicht rührt deine bekannte Stimme ihr Herz.

Das Kind (die Hände aufhebend.) Bitte, bitte, liebe Mutter, erlauben Sie, daß der liebe Vater herauf kommen darf.

Lottchen. Nein! Nein! du verstehst es nicht, er will uns aus dem Himmel entführen.

Sie hob das Kind schnell hinab, und verschloß das Fenster, doch sahen sie bald alle auf's neue hinter diesem stehen, und mitleidig auf den jammernden Wilhelm herab blicken. Sein Zustand war wirklich schrecklich und erbarmungswürdig, er fand die Geliebte seines Herzens wieder, er sah sie in blühender Schönheit vor sich stehen, er fühlte die heißeste, innigste Sehnsucht nach ihr, und durfte sich ihr nicht nähern, konnte nicht einmahl das Kind küssen, welches sie ihm gebar. Mit vieler Mühe, und nur mit der Versicherung, daß es ihm morgen vielleicht besser gelingen würde, folgte er endlich seinen Begleitern nach dem Pfarrhofe, Lottchen öff=

nete sogleich ihr Fenster, und blickte ihm unverwandt nach. Sie stand am andern Tage früher als gewöhnlich auf, sie putzte sich und ihr Kind mit auffallendem Fleiße, und trat mit ihm an's Fenster, als bald darauf der unglückliche Wilhelm vom Pfarrhofe herab eilte, äußerte sie die größte Freude, wie er sich ihr aber ganz nahen wollte, da begann ihr Jammergeschrey von neuem.

Alle Versuche, die Wilhelm und seine Freunde in der Folge anwandten, um Lottchen von ihrem Irrwahne zu überzeugen, waren vergebens; die Idee, daß er sie aus dem Himmel entführen wolle, war zu tief in ihrer Seele eingewurzelt, sie nahm jeden Versuch als eine Folge derselben, und ward daher immer mehr darin bestärkt. Sie weinte, wenn Wilhelm nicht um die gewöhnliche Zeit erschien, sie sprach oft vom Fenster herab freundlich und lange mit ihm, erinnerte ihn an vergangene Dinge, erzählte, wie sie sich in seinen Armen glücklich gedünkt hätte, nun aber im Himmel noch weit glücklicher sey, sie ermahnte ihn zur Nachfolge, und versprach, ihn mit offenen Armen zu empfangen. Diese Versicherung bewog den Pfarrer zu einer List; er überredete Wilhelmen, einige Tage nicht an Lottchens Fenster zu erscheinen, und brachte dieser die Nachricht, daß er gefährlich krank sey, und ganz gewiß sterben werde. Sie hörte diese Trauerpost ruhig an, und äußerte am Ende die größte Freude darüber. Dein Vater, sprach sie zu Wilhelminen, wird nächstens zu uns kommen, und bey uns woh-

nen, wir müssen uns auf seinen Empfang vorbereiten. Sie war nun äußerst geschäftig, putzte sich und ihr Kind auf's schönste, räumte alles im Zimmer auf, und ließ wider ihre Gewohnheit die Thür desselben offen. Diese Vorbereitung gab Hoffnung zum glücklichsten Erfolge, der darüber entzückte und ungeduldige Wilhelm starb noch am nähmlichen Abende, und der Pfarrer benachrichtigte sie davon. So kann ich ihn also mit jedem Augenblicke erwarten, sprach sie frohlockend, und trat an's Fenster. Wilhelm erhielt Nachricht von ihren Gesinnungen, er trat, wie's verabredet war, in einem weißen Kleide aus dem Pfarrhofe, und näherte sich der Schule. Lottchen äußerte bey seinem Anblicke die größte Freude, wie er aber näher kam, ward sie unruhig, und schrie erbärmlich, als er den gewöhnlichen Platz überschreiten wollte. Es ist schändlicher Betrug, schrie sie, er lebt noch, er ist nicht todt, er hat noch seinen Körper wie vorher! Vergebens mühte sich der Pfarrer, sie eines andern zu überreden, er bewies, daß sie auch noch einen Körper habe, und doch im Himmel wohne, aber sie behauptete das Gegentheil, und suchte zu beweisen, daß seine blöden, irdischen Augen so etwas nicht unterscheiden könnten. Er durfte es nicht hindern, als sie die Thür versperrte, und sie diesen Abend niemanden mehr öffnete.

So viele vergebene Versuche erschöpften die Hoffnung des liebenden Jünglings, er überließ sich ganz dem Kummer und Grame, der nach einigen Wochen sichtbar an seiner schönen Gestalt nagte. Er

übergab sein kleines Capital dem Pfarrer, und bath ihn, daß er ihn ein oder zwey Jahr, welches die höchste Dauer seines unglücklichen Lebens seyn würde, dafür ernähren solle. Der menschenfreundliche Pfarrer legte es in sein Pult, versprach ihm Kost und Wohnung, und versicherte ihn nebenbey, daß diese Summe, wenn Gott früh oder spät sein Leiden ende, das Erbtheil seines Kindes werden solle. Dieses nur ein Mahl in der Nähe zu sehen, nur ein Mahl zu küssen, war jetzt der einzige Wunsch des armen Wilhelms, aber auch diesen versagte ihm das harte Schicksal, denn die Mutter bewachte es mit größter Sorgfalt und Mißtrauen, und ließ es nie unter der Aufsicht eines Fremden. Sie unterrichtete in der Folge die kleine Wilhelmine im Nähen und Stricken, im Lesen und Schreiben, auch in der Religion, und in dieser letztern so echt und rein, daß der strengste Theolog nichts dagegen einwenden konnte, und doch war und blieb sie wahnsinnig.

Wilhelm erschien jetzt jeden Morgen wieder regelmäßig am Fenster seines Lottchens, sie erwartete ihn stets, und sprach liebreich mit ihm. Wenn sich dann, was gewöhnlich nach einer kleinen Viertelstunde geschah, ihr Himmel wieder schloß, so eilte er in's Freye, irrte in Feldern umher, kam selten zum Mittagsmahle nach Hause, stand aber richtig am Abende am Ufer des Baches, welcher das Dorf durchfloß. Lottchen ging dann immer am gegenseitigen Ufer spatzieren, und sprach ohne Furcht mit ihm, weil sie wähnte, daß

der Bach die Gränze zwischen Himmel und Erde sey. Einst wagte es Wilhelm, und sprang hinüber, als er, von innerem Gefühle hingerissen, seiner Leidenschaft nicht mehr gebiethen konnte. Lottchen sank ohnmächtig zu Boden, und erwachte mit einer fürchterlichen Raserey, die sich aber schon am dritten Tage, und, was Wilhelm noch am glücklichsten dünkte, mit gänzlicher Vergessenheit seiner Kühnheit endigte. Sie sah und sprach ihn, wie ehe und zuvor, und gedachte derselben nie.

Wilhelm versank binnen Jahresfrist in eine tiefe, finstere Melancholie, die nahe an Wahnsinn gränzte, er sprach oft den ganzen Tag kein Wort, wandelte am liebsten unter den Gräbern des Kirchhofs umher, ruhte oft auf seinen Leichensteinen, versäumte aber nie die Zeit, wenn er sein Lottchen sehen konnte. Beyde sprachen jetzt wenig, blickten nur still einander an, und kehrten dann wieder heim. Im späten Sommer des folgenden Jahres war Wilhelm einige Tage krank, und lag sprachlos auf seinem Lager; wie es sich wieder mit ihm besserte, und der Pfarrer ihn am folgenden Sonntage mit in die Kirche nahm, wollte er nicht über die Brücke gehen, welche über den Bach führte. Er behauptete kühn, daß er von Gott wegen Lottchens Verführung in die Hölle verurtheilt sey, und nicht den Bach überschreiten dürfe, der die Gränze zwischen dieser und dem Himmel bezeichne. Alle Beweisgründe waren fruchtlos, und der Pfarrer sah klar ein, daß Wilhelms Verstand nun auch verloren sey. Er äußerte übri-

gens nur in diesem einzigen Puncte Wahnsinn, in allen andern Vorfällen handelte er stets klug und vernünftig, doch sprach er, wie vorher, sehr wenig, wollte nie zu Hause weilen, und ging immer im Freyen umher. Nie überschritt er aber den Bach, welcher ihn von Lottchen trennte, er harrte ihrer dort täglich, und sie kam alle Mahl zu ihm herab. Wenn der arme Wilhelm nachher auf seinen Wanderungen einen Dornstrauch fand, so hob er ihn stets auf, und trug ihn Tage lang auf seinem Rücken. So lange ich, sprach er dann zu denjenigen, welche nach der Ursache fragten, diesen Dorn auf meinem Rücken trage, kann sich ihn niemand in den Fuß treten, und Wunden, setzte er seufzend hinzu, thun weh, sehr weh!

Im Frühjahre, als der Schnee schmolz, und der Bach reissend und schnell durch das Dorf strömte, vermißte man Wilhelm und Lottchen an einem Tage. Alle Bewohner irrten suchend umher, und konnten sie nicht finden. Einige Vorübergehende hatten beyde noch vor kurzem an dem Bache stehend gesehen, beyde blickten, nach ihrer Versicherung, sich sehnsuchtsvoll an, und winkten einander unaufhörlich. Erst als der Bach am dritten Tage in seine Ufer zurück trat, fand man die Unglücklichen auf einer überschwemmten Wiese, sie hielten einander fest umschlungen, und schienen auch noch im Tode die Wonne der Wiedervereinigung zu fühlen, denn sie lächelten beyde, und widerlegten den Satz, daß der Tod bitter schmecke.

Wahrscheinlich hatte die Sehnsucht, welche beyde so oft nach einer Umarmung äußerten, die Wirkung ihres Wahnsinns überwunden, wahrscheinlich waren sie, von innerm Gefühle hingerissen, einander durch's Wasser entgegen geeilt, und durch die Gewalt desselben fortgerissen worden. Zum größten Glücke hatte Lottchen ihr Kind nicht mit sich genommen, es lag eben an den Blattern krank, sonst würde dieß wahrscheinlich auch ein Opfer des Todes geworden seyn.

Alle angewandte Hülfe war vergebens, keine Arzeney konnte sie wieder erwecken. Sie wurden an einem Tage, und in einem Grabe beerdigt, das ganze Dorf folgte ihrer Leiche, und beweinte ihren Tod. Alle Jünglinge und Mädchen trugen ihrem Andenken zu Ehren Trauerkleider, und betraten unter dieser Zeit nie den Tanzboden. Der Pfarrer zierte ihre Ruhestätte mit einem weißen einfachen Steine, worauf die Worte stehen: Himmel und Hölle trennte, aber der Tod vereinigte sie! — — Wenn man jetzt diese Schrift lesen will, so muß man sich durch eine dichte Rosenhecke hindurch drängen, welche die Jungfrauen des Dorfes dahin pflanzten, und immer noch mit gleicher Sorgfalt pflegen.

Wilhelmine, die Frucht ihrer unglücklichen Liebe, ward von dem Pfarrer des Orts, welcher nie heirathete, zu seinem Kinde angenommen, und mit einer Sorgfalt erzogen, die sein Andenken noch im Grabe ehrt. Ich sah sie vor mehreren Jah-

ren, sie war damahls schon lange die Gattinn eines Gerichtsverwalters, der sie innig und zärtlich zu lieben schien. Ihre vielen und herrlichen Kenntnisse, ihr sanfter, liebenswürdiger Charakter hatten ihr die Bewunderung und Hochachtung der ganzen Gegend erworben. Sie war noch sehr schön, aber auf ihrer Stirn ruhten Kennzeichen innerer Schwermuth, welche das sanfte Lächeln ihres Mundes nicht wegzuwischen vermochte. Ihr Gatte versicherte mich, daß er sehr glücklich mit ihr lebe, sich aber hüthen müsse, sie nur mit unbedeutenden Worten zu kränken, weil ihre allzu reitzbare Seele alsdann anhaltend leide, und vielen Hang zur Melancholie verrathe.

Jacob W***r.

Im angenehmen Zillerthale der Grafschaft Tirol lebte vor vielen Jahren Jacob W—r, ein feuriger, muthiger und schöner Jüngling. Sein Vater hatte ihm ein nicht allzu geringes Vermögen hinterlassen, welches er durch kluge und nützliche Speculation zu vermehren suchte. Da er nur bares Geld und keine Grundstücke besaß, so pachtete er den gräflich F— schen Meierhof, und ward bald in der ganzen Gegend als der beste und klügste Oekonom bekannt. Wenn er daheim war, so beschäftigte er sich bloß mit seinem Viehe, Wiesen und Aeckern, suchte jedes derselben zu verbessern, und war immer glücklich genug, seine Absicht geschwind zu erreichen, wenn's aber zu Hause — was öfters geschah — an häufiger Beschäftigung mangelte, so zog er gerne über's Feld, war bey jedem Freyschießen, bey den meisten ländlichen Gelagen zugegen, und behauptete auch auf beyden den ersten Rang, selten fehlte er den Mittelpunct der Scheibe, selten übertraf ihn ein Tänzer, selten gewann ein anderer, wenn er sich unter den Kegel- und Kartenspielern befand. Alle diese kleinen Ausschweifungen, welche dem Landwirthe sonst immer nachtheilig, oft schädlich sind,

waren für ihn gerade das Gegentheil, er blieb als Schütze, Tänzer und Spieler immer noch der speculirende Oekonom, er benutzte jeden Zwischenraum, kaufte, verkaufte, forschte und fragte stets mit Vortheil, weil gute Gesellschaft und Gelegenheit zur Freude das Herz des Verkäufers und Befragten geöffnet hatte, beyde aufrichtiger und williger machte, manchem kleinen Gewinne zu entsagen, auf welchem sie bey anderer Gelegenheit fest bestanden wären. Uebrigens ward er durch Erfahrung überzeugt, daß auch in seiner Abwesenheit jeder Auftrag daheim pünctlich erfüllt, sein Nutzen auf alle mögliche Art befördert würde, denn er hatte treues Gesinde, und überdieß eine Haushälterinn, die, eben so klug wie er, überall umher blickte, und auf der Stelle nachhohlte, was etwa durch Zufall oder Mangel an Einsicht war vernachlässigt worden. Diese Haushälterinn war die Tochter eines sehr armen Mannes, noch jung, sehr schön, und gegen jedermann äußerst gefällig und freundlich; ein listiger junger Bergknappe hatte ihr einige Jahre zuvor die Heirath versprochen, und sie durch die heiligsten Schwüre um ihre Unschuld betrogen. Wie sie sich schwanger fühlte, verließ er sie schändlich, und heirathete eine andere. Der unglückliche Beweis ihrer Schande starb bald nach der Geburt, und machte die Mutter fähig, wieder Dienst suchen zu können, sie fand sie bey dem jungen Jacob, welcher bald ihre Fähigkeiten erkannte, und mit vollem Vertrauen lohnte.

Als sie durch zwey Jahr seine Wirthschaft mit

einer seltenen Treue und Emsigkeit geführt hatte, und wahren Anspruch auf Jacobs Dankbarkeit machen konnte, ward der muntere, fröhliche Jüngling auf einmahl tiefsinnig und träge. Er besuchte kein Freudenfest mehr, er arbeitete daheim wenig, saß immer traurig in der Stube, und blickte mit nassem Auge seine Haushälterinn an, wenn diese liebreich und theilnehmend nach der Ursache seines Kummers forschte. Heftige, nagende Liebe bemächtigte sich nach und nach seines Herzens; die schöne Marie — so nannte sich seine Haushälterinn — hatte durch ihre gute Wirthschaft, durch ihre Treue und Ordnung schon lange seine Dankbarkeit erregt, ihre schöne reitzende Gestalt hatte diese Dankbarkeit endlich in Liebe verwandelt, die nun mit Ungestüm die Befriedigung ihrer Wünsche forderte. Jacob war schon vier und zwanzig Jahr alt, und folglich in einem Alter, das ihm vollkommene Gewalt gab, eine Gattinn nach seinem Herzen zu wählen; aber er hatte Brüder, welche noch stets ein väterliches Ansehen über ihn behaupteten, er hatte Schwestern, welche schon mit den reichsten und angesehensten Männern im Thale verheirathet waren, er hatte Vettern und Freunde, welche wirklich in Diensten des Monarchen standen; er war überzeugt, daß er diese alle kränken und beleidigen würde, wenn er eine arme gefallene Magd zu seinem Weibe wählte, da er doch ohne Scheu unter den reichsten und schönsten Töchtern des Thals wählen konnte. Diese Betrachtungen, die oft Tage lang seinen Verstand beschäftig-

ten,

ten, waren die Ursache seiner Trauer, seines Tiefsinns, er sah die Wichtigkeit derselben ein, aber er konnte auch eben so wenig dem immer stärkern Eindrucke widerstehen, den Mariens Schönheit und ihre guten Eigenschaften auf sein Herz machten. Er kämpfte einige Monathe vergebens, wie aber seine Leidenschaft sich immer mehrte, ihm in die Zukunft nur martervolle Tage und gräßliches Leiden verkündigte, so sprach er offen mit der schönen Marie, gestand ihr seine Liebe, und fand sie willig, diese im vollen Maße zu erwiedern, wenn anders seine Geschwister und Anverwandten sie billigen würden. Doch da ich, setzte sie traurig und standhaft hinzu, von der Weigerung aller im Voraus überzeugt bin, da ich gewiß weiß, daß sie mit größtem Widerwillen eine arme gefallene Magd in der Mitte ihrer Familie sehen würden, so bitte und beschwöre ich dich, dein Vorhaben aufzugeben, und der Liebe zu einer Unglücklichen zu entsagen. Ich will mir einen andern Dienst suchen, Abwesenheit wird leicht den Eindruck löschen, welchen meine geringen Eigenschaften auf dein Herz machten. Bedenke, daß ich dir gar nichts, nicht einmahl meine Unschuld zur Mitgift bringen kann, selbst dieser Gedanke würde dich einst quälen, wenn die Freunde dich um meinetwillen verfolgten und haßten. Daß diese schönen und wahren Gesinnungen gerade das Gegentheil wirkten, den leidenden Jüngling nur zur stärkern Liebe reitzten, darf ich wohl nicht erst anführen, denn es wären Beweise des edeln Herzens seines Mäd

chens, und überzeugten ihn, daß er mit ihr äußerst glücklich und zufrieden leben würde.

Um zu erfahren, wie seine Freunde seinen festen Entschluß aufnehmen würden, vertraute er seine Absicht und innige Liebe einem guten Freunde, der bey schicklicher Gelegenheit sie jenen vortragen, und ihre Gesinnungen darüber erforschen sollte; dieser versprach ihm Vorsicht und in jedem Falle offene Nachricht. Am andern Tage war eine Hochzeit im nächsten Dorfe, alle seine Verwandten und auch er wurde geladen; so gerne er daheim bey seiner Marie geblieben wäre, mußte er Wohlstands halber doch auch dabey erscheinen. Wie der Wein Aller Herzen erfreute und öffnete, rief ihn einer nach dem andern an's Fenster, und machte ihm die bittersten Vorwürfe über seine niedrige, schandvolle Liebe; alle schlossen mit den Worten, daß sie ihn, wenn er die Magd heirathen würde, nie mehr für ihren Bruder, Vetter oder Schwager erkennen, ihn und sie ewig hassen und verfolgen würden. Jacob war, als er diese Vorwürfe hören mußte, schon ein wenig betrunken, aber doch bey völligem Verstande, ihn schmerzten nicht die harten Worte seiner Anverwandten, denn er hatte sie vermuthet, ihn wunderte es aber um so mehr, wie es möglich sey, daß alle seine Absicht und Liebe wissen konnten, da er sie doch erst gestern einem einzigen Freunde vertraut hatte, der nicht gegenwärtig war, und nach seiner Ueberzeugung noch mit keinem seiner Anverwandten hatte sprechen können. Er äußerte seine Verwun-

derung darüber gegen viele anwesende junge Bursche, und behauptete, als er im Zorne noch mehr trank, daß hier der Teufel selbst die Hand im Spiele haben müsse. Wie er ziemlich berauscht, und eine lange Zeit einsam und tiefdenkend in einem Winkel geschmollt hatte, ging er ohne Abschied fort. Am andern Tage suchte ihn einer seiner Knechte im Hochzeithause, wie er ihn dort nicht fand, so ward Sorge und Nachfrage um ihn lauter und ängstlicher, man durchsuchte das ganze Thal, und konnte ihn nirgends finden. Alle glaubten nun einstimmig, daß er in der Trunkenheit den Weg verfehlt, und, da eben strenge Kälte herrschte, sehr tiefer Schnee lag, in irgend einer verschneyten Kluft sein Leben beendet habe. Marie und sein ganzes Gesinde weinte laut um ihn, seine Freunde beklagten, und jeder, der ihn gekannt hatte, bedauerte ihn. Am siebenten Tage nach seinem Verschwinden hatte schon einer seiner ältern Brüder die Wirthschaft übernommen, er sandte einige Knechte nach den viele Stunden weit entlegenen Alpen, damit sie das dort in Schuppen aufbewahrte Heu auf Schlitten in's Thal herab führen sollten, sie mußten, um dahin zu gelangen, sich der gewöhnlichen Schneereife bedienen, sonst würden sie unter Weges oft im tiefen Schnee versunken seyn. Wie sie am Schuppen ankamen, wunderten sie sich, daß die gewöhnliche Leiter, welche sonst alle Mahl angelehnt lag, weggenommen war, sie erblickten sie endlich oben auf dem Boden, und mußten viele Mühe anwenden, um diese zu

Staatliche Bibliothek Bamberg

erklettern. Dieser Umstand hatte Verdacht unter den Knechten erregt, sie vermutheten, daß vielleicht Wilddiebe im Heue verborgen lägen, und durchsuchten es mit Vorsicht. Einer derselben rief erschrocken die andern herbey, weil er im Suchen einen Menschen beym Kopf gefaßt hatte, der jetzt laut seufzte; sie räumten vereint das Heu hinweg, und fanden zum größten Erstaunen ihren Herrn, den jungen Jacob. Noch lebte und athmete er, aber er kannte keinen, öffnete mit Mühe die Augen, und schloß sie gleich wieder; er hielt beyde Hände auf seine Brust, und wollte diese Stellung durchaus nicht verändern.

Die Knechte verfertigten sogleich eine Trage, legten ihren Herrn darauf, und trugen ihn in den nächsten Berghof, der noch einige Stunden vom Thale entfernt lag, hier flößten sie ihm einige Löffel warme Suppe ein, die er nur mit vieler Weigerung annahm. Erst am andern Tage konnte sie ihn nach seiner Wohnung tragen, und einen Wundarzt zur Hülfe herbey rufen. Er war äußerst schwach, als dieser ankam, wollte aber die Hände nicht von der Brust weggeben; da der Arzt hier eine Wunde muthmaßte, so mußte er Gewalt brauchen, und zwey starke Knechte waren kaum mächtig genug, ihm die Hände wegzuziehen. Man fand nicht die geringste Verwundung, wie man aber die Hände frey ließ, so bedeckte der arme Jacob sogleich wieder seine Brust. Da man sicher vermuthete, daß er volle sieben Tage und Nächte im Heu versteckt

lag, wahrscheinlich eben so lange hungerte und durstete, so zweifelte der Wundarzt an seinem Aufkommen, und die anwesenden Freunde sandten nach einem Geistlichen. Wie dieser kam, und mit dem Kranken sprach, auch seine Beichte hören wollte, so gab er freywillig seine Hände von der Brust weg, redete aber kein Wort, und bedeckte sie wieder sorgfältig, als der Priester schied. Der Wundarzt behandelte nun nach möglicher Einsicht den Kranken, er labte ihn vorsichtig; am achten Tage darauf konnte dieser schon das Bette verlassen, und in der Stube umher schleichen, aber er sprach unter dieser Zeit kein Wort, verkroch sich gern in einen Winkel, und gab seine Hände nie von der Brust weg. Er aß und trank daher auch nicht in Gegenwart anderer, und wollten seine Freunde, daß er eine Speise genießen sollte, so mußten sie ihm solche entweder selbst reichen, oder sich alle aus dem Zimmer entfernen.

Da er seinen Geschwistern, ob sie ihn gleich oft dringend bathen, keine einzige Frage beantwortete, und diese nun wirklichen Wahnsinn argwohnten, so beschlossen sie, seine ehemahlige Haushälterinn zu ihm zu senden, und zu versuchen: ob diese ihn nicht zu einer Antwort vermögen könne? Die arme Marie war sogleich, als Jacob verloren ging, aus dem Hause verstoßen worden, ein Bauer hatte sie aus Mitleid in die Herberge genommen, hier beweinte sie im Stillen ihr unverdientes Unglück, und weigerte sich Anfangs, im Hofe zu erscheinen;

wie sie aber die wahre Ursache und den Zustand ihres Geliebten erfuhr, so weigerte sie sich nicht länger, und trat mit nassen Augen in die Stube, in welcher sie absichtlich den armen Jacob allein fand. Grüß dich Gott, lieber Jacob, sprach sie schluchzend, wo bist du *) denn so lange gewesen? Warum willst du denn nicht ordentlich mit den Leuten reden? Jacob sah sie lange schmachtend an, lächelte und schwieg.

Marie. Willst du denn auch mit mir nicht reden?

Jacob (gab seine Hände von der Brust weg, und blickte starr auf Marien.) Nun, freut es dich nicht?

Marie. Was soll mich denn freuen? Daß du wieder sprichst? Ja wohl freut's mich.

Jacob. Nein! Sieh nur her! lies nur!

Marie. Was soll ich denn lesen?

Jacob. Daß ich dich immer noch von ganzem Herzen liebe, und ewig lieben werde.

Marie. Davon kann unter uns nicht mehr die Rede seyn!

Jacob (traurig.) Das weiß ich! Das weiß ich! Denn du wirst den unglücklichsten aller Menschen wohl nicht mehr lieben können; aber es muß dich doch freuen, daß du so deutlich von meiner

*) Die Tiroler nennen jeden, auch den größten Herrn Du. Ich führe dieß bloß deßwegen hier an, damit man mich keiner Etiketts-Sünde beschuldige, wenn die Magd ihren Herrn Du nennt.

Liebe überzeugt bist. Vor dir verberge ich mein Herz nicht, du wirst immer alles Gute darin lesen; (heimlich) aber vor meinen Brüdern und Schwestern muß ich's wohl verbergen, denn sie würden mich noch mehr verfolgen, wenn sie so deutlich überzeugt würden, daß ich sie von ganzem Herzen hasse.

Marie (mit Verwunderung.) Wie sprichst du denn so albern? Wer wird denn in deinem Herzen lesen können?

Jacob. Das fragst du, da ich dich doch überzeugt habe? — Ja, liebe Marie, ja! (seufzend) mit mir ist eine große Veränderung vorgegangen! Wer hätte dieß glauben sollen? Wer hätte denken können, daß es je möglich seyn würde? Und doch geschah's! Auf Vetter Michels Hochzeit, da wurde meine Brust zur Laterne! — — Ich habe freylich in meinem Leben oft und schwer gesündigt, aber, lieber Gott im Himmel! (weinend) diese Strafe habe ich doch nicht verdient. Es ist schrecklich, überlege es nur selbst, es ist schrecklich, wenn jeder Mensch mir nun ins Herz sehen, und meine geheimsten Gedanken sogleich auf der Stelle entdecken kann.

Marie. Lieber Jacob, was fällt dir denn ein? Du irrst dich ganz — —

Jacob (heftig.) Ich mich irren, da ich dich und mich jeden Augenblick überzeugen kann? (Reißt seine Weste auf, und zeigt ihr die bloße Brust.) Siehst du? Ist hier und hier nicht alles von Glas

so durchsichtig, als ob's Krystall wäre? Siehst du mein Herz, und alle meine Gedanken darin? Zweifelst du jetzt noch?

Marie. Ich sehe nichts, ich schwöre dir's bey Gott und seiner heiligen Mutter, daß deine Brust keinem Glase ähnlich sieht, daß — —

Jacob (zornig.) Falsche, Ungetreue! Ich sehe es schon, auch du hast dich mit meinen Feinden verschworen, willst mich hintergehen, und unter die Leute locken, damit alle, was ich denke, sehen und lesen können. Aber du betriegst dich, ihr betriegt euch alle, ich werde doch die Stube nicht verlassen, mich nicht dem Gespötte der Leute bloß stellen. Geh fort, ich mag dich auch nicht mehr sehen.

Marie (weinend.) Leb wohl! Gott schenke dir bald deinen Verstand wieder.

Jacob. Verstand? Verstand? den habe ich vollkommen, sonst könnte ich eure List nicht einsehen. — —

Marie schied nun von ihm, und hinterbrachte seinen Anverwandten alles getreu, was sie mit ihm gesprochen hatte. Der Wundarzt, welcher auch zugegen war, benutzte diese Entdeckung auf der Stelle, er ging zu Jacob, bedauerte seinen unglücklichen Zustand, und stellte sich, als ob er vollkommen davon überzeugt wäre; dadurch gewann er sogleich das Vertrauen des Wahnsinnigen, der nun zum ersten Mahle mit ihm sprach.

Wundarzt. Mach dir nichts daraus, lieber Jacob, es ist nicht der erste Fall, der mir in mei-

ner Praxis vorkommt, ich habe schon drey ähnliche Kranke gehabt, und zwey davon glücklich curirt.

Jacob. Ach, wenn das möglich wäre! die Hälfte meines Vermögens wollte ich dir schenken.

Wundarzt. Ich nehme weniger, und curire dich doch! Morgen früh bringe ich dir ein großes, dickes Pflaster, und lege es gerade über das Glas, welches jetzt deine Brust ausmacht, die Leute können dann nicht mehr hinein sehen, dafür stehe ich dir, und in fünf, sechs Wochen wird wieder Fleisch darüber wachsen, und du ganz gesund werden.

Jacob. Das gebe der liebe Gott! Bringe lieber das Pflaster sogleich, damit wir's versuchen können: ob ich hoffen darf?

Wundarzt. Das ist unmöglich, ich muß es vorher aus vielen Kräutern zusammen kochen, auch mußt du mir aufrichtig erzählen: wie nach und nach das Glas zum Vorschein gekommen ist, damit ich mich darnach richten kann?

Jacob. Ach, lieber Gott, das geschah mit ein Mahl schnell und plötzlich!

Wundarzt. Um so besser, dann können wir auch eben so geschwinde Heilung hoffen.

Jacob erzählte jetzt dem Wundarzte alles, was sich mit ihm auf der Hochzeit zugetragen hatte, wie alle seine Verwandten mit einmahl seine Liebe zu Marien entdeckten, und ihm bittere Vorwürfe darüber machten. Dieß, fuhr Jacob fort, erregte in mir die größte Verwunderung, weil ich sie keinem entdeckt, keinem aus ihnen vertraut hatte, ich kann-

te dazumahl meinen unglücklichen Zustand noch nicht, und ging endlich aus Mißmuth nach Hause. Wie ich schon nahe an's Dorf kam, schlug die Glocke eilf, und vom Kirchhofe herauf kam mir eine weiße Frau entgegen. Mir kam's Grausen an, ich wollte ausweichen, aber ehe ich's vermochte, stand die weiße Frau schon vor mir. Es war meine verstorbene Mutter. Schäme dich, ungerathenes Kind, sprach sie zornig, willst du mir denn nichts als Schande machen? Du hast eine Brust von Glas, jedermann wird deine Gedanken lesen, und deiner spotten. Versteck dich! Versteck dich! rief sie noch drey Mahl aus, und verschwand. Ich war aus Schrecken vom Wege abgewichen, und lag im tiefen Schnee. Als ich wieder denken konnte, untersuchte ich sogleich meine Brust, und fand sie leider mit einem hellen Glase überzogen, ich rannte sogleich auf und davon, kam bis auf die Alpen, und versteckte mich dort, dem Rathe meiner Mutter zu Folge, recht tief in's Heu. Wie lange ich eigentlich dort mag gelegen seyn, weiß ich selbst nicht. Anfangs war das Glas auf meiner Brust noch etwas weich, ich konnte es mit den Fingern biegen, nach und nach ward's immer härter, jetzt gleicht's an Härte und Klarheit dem reinsten Krystalle.

Diese deutliche Erzählung belehrte den verständigen Arzt, wie sich nach und nach Jacobs Wahnsinn entwickelt und befestigt hatte. Hoffnungslose, wenigstens sehr gehinderte Liebe war ihr Urstoff, hatte ihn schon lange vorher traurig und melancho-

lisch gemacht. Die starken und heftigen Vorwürfe seiner Freunde hatten sein Herz gewaltig erschüttert; es war so leicht zu begreifen, daß sein Freund, dem er Tags vorher seine Liebe entdeckte, mit einem der Verwandten konnte gesprochen, und dieser es den Uebrigen entdeckt haben, aber Jacobs Ueberlegungskraft war durch die bittern Vorwürfe, durch die gänzlich geraubte Hoffnung und endlich durch übermäßigen Wein so geschwächt worden, daß er Wunder ahndete, wo keines vorhanden war. Mit diesen Gedanken beschäftigt ging er nach Hause, wahrscheinlich betäubte die Kälte seine Sinne noch mehr, die Erscheinung der Mutter war eine Frucht seiner erhitzten Einbildungskraft, und wenn es erwiesen ist, was die Aerzte behaupten, daß Wahnsinn nur durch Verletzung eines edeln Theils der körperlichen Maschine entstehen könne, so ist hier Ursache genug vorhanden, sich diese Verletzung denken zu können. Jacob sprang vom Wege ab, als er seine Mutter vor sich stehen sah, wahrscheinlich blieb er lange sinnlos im Schnee liegen, wahrscheinlich verletzte die strenge Kälte sein Nerven-System. Möglich, daß er, als er wieder erwachte, wirkliches Eis auf seiner Brust erblickte, und dieß für Glas ansah! — — Wenn ich diesen und ähnliche Fälle genau zergliedere, so muß ich allerdings mit Erstaunen gestehen, daß es äußerst leicht sey, die edelste Gabe des Schöpfers, den Verstand, zu verlieren! Jeder Mensch hat Leidenschaft, jede Leidenschaft tobt zuweilen, wie leicht stockt das dann im-

mer laufende Rad unserer Einbildungskraft, welches gleich einer Laterna magica die Bilder der Vergangenheit und Zukunft vor unserer Seele vorüber dreht, und dann steht es da das Bild, welches sie eben darstellte, weicht nicht mehr, beschäftigt stets den Geist und verleitet ihn zum Wahnsinne.

Am andern Morgen erschien der Wundarzt mit dem versprochenen Pflaster richtig bey dem armen Jacob, er harrte voll Vertrauen darauf, und freute sich innig, als jener ihn nun versicherte, daß man nicht mehr in sein Herz gucken, auch nicht den kleinsten Gedanken seiner Seele lesen könne. Die unterrichteten Verwandten bestätigten des Wundarztes Aussage, Jacob glaubte sie fest, und jeder hoffte jetzt mit Grunde, daß der Kranke vollkommen genesen werde. Wahrscheinlich würde diese Hoffnung den glücklichsten Erfolg gehabt haben, wenn nicht ein Zufall sie auf immer vernichtet hätte. Jacob trug sein Pflaster schon volle zwey Wochen, und glaubte dem Arzte vollkommen, wenn dieser ihn beym Verbande versicherte, daß das Glas sich schon zu verlieren, und neues Fleisch zu wachsen beginne. Eben hatte ihn dieser kurz vorher mit dieser Versicherung abermahls getröstet, als Jacobs Bruder aus dem Walde heim kam, und ihn traurig in einem Winkel sitzend fand. Was fehlt dir denn schon wieder? sprach der Bruder im nicht ganz brüderlichen Tone. Ich seh's schon, fuhr er fort, du denkst noch immer an deine Marie, und diese mußt du dir, wenn wir anders Brüder bleiben sollen,

ganz aus dem Sinne schlagen! — Kaum hatte der unbesonnene Bruder diese Worte ausgesprochen, so sprang Jacob verzweiflungsvoll auf, und riß das wohlthätige Pflaster von seiner Brust. Nun, rief er aus, bin ich vollkommen überzeugt, daß dieß Mittel auch nicht mehr wirkt, ich bin auf immer unglücklich, jedermann wird in mein Herz sehen, und meine Gedanken lesen können.

Von dieser Zeit an schien alle Hülfe vergebens, und jede Hoffnung, daß es sich wieder mit ihm bessern könne, auf immer verloren. Der Wundarzt konnte ihm in jedem Falle nichts mehr nützen, weil er alle Arzeney verschmähte, sich vor jedem Fremden sorgfältig versteckte, und nie die Stube mehr verließ. Er gedachte in der Folge seiner Marie äußerst selten, und vergaß sie bald ganz. Sie ist jetzt mit einem reichen Bauer verheirathet, dessen Wirthschaft sie einige Jahre hindurch sehr gut führte, und der ihr endlich zum Lohne seine Hand reichte. Durch volle vier Jahre war Jacob zu allem unfähig, er stak stets im dunkelsten Winkel der Stube, sein Bruder, welcher an seiner Stelle den gepachteten Hof besorgte, konnte ihn zu gar nichts brauchen, und da jener die Wirthschaft nicht so verstand, so wollte es mit dem Pachte auch nicht vorwärts. Nach Verlauf dieser Zeit ward Jacob wieder leutseliger, die Idee seines Wahnsinnes blieb zwar fest, aber er sprach doch mit seinem Bruder, und sein kluger Rath nutzte ihm augenscheinlich. Im siebenten Jahre seines unglücklichen Zustandes

bekam er eine leidenschaftliche Neigung zum Kartenspiele, er lockte bey jeder möglichen Gelegenheit die jungen Bursche in seine Stube, bedeckte sich mit einem dicken Leder seine Brust, und spielte mit ihnen. Sein Glück, und vorzüglich seine Geschicklichkeit in jedem Spiele ward bald in der ganzen Gegend bekannt und bewundert. Augenzeugen versicherten mich, daß er stets gewann, nie verlor, jedes neue Spiel sogleich vollkommen erlernte, und mit einer Aufmerksamkeit spielte, die unnachahmlich war. Er brachte es nachher in dieser Kunst so weit, daß er jedem, wenn die Karten gegeben waren, voraus sagte, wie viel er Stiche machen, und wie viel er würde bezahlen müssen; da dieses immer richtig, auch wenn man neue Karten herbey hohlte, eintraf, und alle Mitspieler jedes Mahl verloren, so wollte am Ende niemand mehr mit ihm spielen, und sein thätiger Geist mußte sich neue Beschäftigung suchen. Er fand sie bald in der Wirthschaft, und legte sich jetzt wieder aufs Studium dieser Kunst, mit einem Eifer, der nie ermüdete. Sein Bruder überließ ihm aufs neue die ganze Leitung des Hofes, er führte sie mit größter Einsicht bis an seinen Tod, ob er gleich nie die Stube verließ, nie von seinem Wahnsinne befreyt wurde. Er kannte noch von ehedem jeden Acker, jede Wiese, er unterrichtete die Knechte genau, wie sie jenen pflügen, und diese behandeln sollten, und er fehlte in seinem Urtheile nie. Dieser oder jener Acker, sagte er oft zu den Knechten, muß links

oder rechts von fruchtbarer Erde entblößt seyn, ihr müßt ihn aufs neue überführen. Auf der obern Wiese werden sich sumpfichte Flecke äußern, ihr müßt sie ableiten. Die Knechte erstaunten, wenn sie alles so fanden, und nicht begreifen konnten, wie ihr Herr, der doch nie die Stube verließ, so etwas wissen könne. Er kannte alle Kühe, er wußte genau: ob sie wenig, oder viel Milch gaben? Und er sah sie doch nie, außer wenn sie im Frühjahre auf die Alpen, und im Herbste wieder zurück vor seinem Fenster vorbey getrieben wurden. Er wählte dann immer diejenigen aus, welche den Winter über sollten gemästet werden, er schrieb ihnen das Futter vor, und verkaufte sie am Ende, ohne sie je mehr gesehen zu haben. Er sagte dann immer alle Mahl dem Käufer: wie viel die Kuh Fleisch und Unschlitt haben müsse, und betrog sich in seinem Urtheile selten um einige Pfund. Er prophezeyte mit vieler Richtigkeit die Witterung voraus, und benutzte diese Einsicht oft zu seinem Vortheile, er wußte es am frühen Morgen schon, wenn Abends ein Gewitter kommen würde; in diesem Falle betrog er sich nie, und das ganze Dorf richtete sich in der Sommerarbeit nach ihm. Wenn er am Abende die Knechte befragte: was sie den Tag über verrichtet hatten, so sah er ihnen starr in's Gesicht, und wußte es dann genau, wenn einer unter ihnen Unwahrheit sprach. Durch diese Kenntniß erhielt er sein Gesinde in Zucht und Ordnung, sie arbei-

teten alle fleißig und unverdrossen, weil sie überzeugt waren, daß ihr Herr diesen Fleiß am Abende in ihrem Gesichte erkennen und beloben würde.

Ein Jahr vor seinem Tode schien sich's mit seinem Wahnsinne merklich zu bessern, er sprach wenig mehr davon, und fragte nur selten die Knechte: ob sie noch in seinem Herzen lesen könnten? Wenn sie's nun verneinten, so lächelte er freundlich, und rief froh aus: das gebe Gott! Er versuchte es sogar einige Mahl, bis an die Treppe zu gehen, welche in den Hof hinab führte, aber wenn er die erste Stufe betrat, so ergriff ihn ein heftiger Schauer, der ihn zur Rückkehr zwang, und oft einige Tage auf's Krankenlager warf. Es war ein Kampf der Vernunft mit dem Wahnsinne, in welchem der letztere aber immer Sieger blieb.

Ein hitziges Fieber ergriff ihn im letzten Frühjahre, und raubte ihm alle Vernunft. Er raste eilf Tage lang schrecklich, am zwölften schien er aus einem tiefen Schlafe zu erwachen, und konnte wieder vernünftig reden und denken. Er war äußerst schwach, aber er versicherte alle, daß er von seinem Wahnsinne ganz befreyt sey, und ganz wohl einsähe, daß die Brust eines Menschen nicht von Glas seyn könne. Er bereitete sich standhaft zum nahen Tode, lebte noch drey Tage bey vollkommenem Verstande, wie aber in der Nacht zum vierten sein Todeskampf begann, da schien mit diesem auch sein Wahnsinn zurück zu kehren. Oeffnet meinen Sarg

nicht

nicht, damit die Leute nicht in meinem Herzen lesen können! Dieß waren seine letzten Worte, mit welchen er verschied!

Friedrich M**r und seine Familie.

Friedrich war der Sohn eines Landpfarrers zu W—. Sein Vater starb, als er auf der Schule studierte, er hinterließ kein Vermögen, und die arme Mutter war nicht im Stande, ihren Sohn länger zu unterstützen, sie brachte ihn bey einem alten Staffirer und Vergolder in die Lehre, welcher ihm nicht allein seine Kunst zu lernen, sondern auch, da er keine Kinder hatte, ihn väterlich zu erziehen versprach. Der hoffnungsvolle Knabe erlernte bald alles, was sein alter Meister selbst konnte, und zog nach einigen Jahren in fremde Länder, um sich dort noch mehr in seiner Kunst zu üben. Nach acht Jahren kam er erfahren und geschickt nach Hause, fand Mutter und Lehrer todt, und keinen Freund, der ihn mit irgend etwas unterstützen wollte. Nur durch anhaltenden Fleiß und Arbeit gewann er endlich so viel, daß er zu A— Meister werden, und

als dieser besseres Verdienst suchen konnte. Er fand es Anfangs sehr reichlich, seine Geschicklichkeit und Kenntniß ward bald in der Gegend bekannt, ein reiches Kloster vertraute ihm in der neu erbauten Kirche viele Altäre und die Kanzel, er arbeitete dort zwey volle Jahre, und zog mit einigen hundert Thalern Gewinn und mit verdientem Lobe belohnt nach Hause. Er dünkte sich nun glücklich und reich, spähte unter den Töchtern des Landes umher, und fand bald ein Weib nach seinem Herzen. Hannchen, so nannte sich seine Gattinn, war die verlassene Waise eines Dorfschulmeisters, und hatte sich von früher Jugend an unter fremden Leuten ihr Brod verdienen müssen, sie brachte ihm zur Mitgift Unschuld, Treue und Eifer zur Thätigkeit und Arbeit mit. Er lebte mit ihr stets glücklich und zufrieden, sie gebar ihm drey Söhne und eine Tochter, und erzog sie zur Gottesfurcht und Tugend. Zehn Jahre lang hatte Friedrich immer so viel Arbeit, daß er sich und seine Familie redlich ernähren konnte, nach dieser Zeit schien ihn das Glück zu fliehen, mehrere Glieder seiner Kunst wohnten jetzt in A—; um so bekannt wie er zu werden, arbeiteten sie sehr wohlfeil, und zwangen Friedrichen ein Gleiches zu thun, wenn er anders nicht jede Arbeit verlieren wollte. Oft gewann er, zum niedrigsten Preise herab gesetzt, gar nichts, oft verlor er dabey, und mußte in jedem Falle von dem ersparten Capital leben, das auf diese Art bald über die Hälfte schmolz. Wie sich nie eine bessere Aussicht

öffnete, und sogar noch schlimmere Zeiten drohten, verließ er die Stadt A—, und zog mit seiner Familie nach N—g, wo er mit Rechte mehrere Arbeit und Verdienst erwarten konnte. Er fand beydes in so weit, daß er wenigstens nichts mehr zusetzen, und vom Lohne der täglichen Arbeit sich und seine Familie ernähren konnte. Er lebte sechs Jahre zu N—, und stand bey allen, die ihn kannten, im Rufe eines redlichen Mannes.

Um diese Zeit wurde einem reichen Kaufmanne aus seiner Schreibestube eine eiserne Casse, worin einige tausend Thaler lagen, bey Nachtzeit gestohlen. Der Kaufmann warf Argwohn auf seinen Hausknecht, welcher unfern der Stube schlief, und seit einiger Zeit Bekanntschaft mit einem Soldaten gemacht hatte, der ihn öfters besuchte, und sogar in Gegenwart eines Handlungsbedienten einst fragte; ob niemand in der Schreibestube schlafe? Der Hausknecht ward auf diese Anzeige sogleich vom Gerichte arretirt, und da man sein Geständniß durch fünf und zwanzig Stockstreiche vergebens zu erzwingen gesucht hatte, ihn auch durch Verdacht nicht überzeugen konnte, sogleich wieder entlassen. Eben wie dieses geschah, sprach der Kaufmann in Gegenwart seines Barbiers von diesem Diebstahle, und fügte noch hinzu, daß dieser gewiß noch entdeckt werden müsse, weil sich die große eiserne Casse nicht so leicht verbergen lasse. Die Casse, fragte der Barbier voll Verwunderung, ward mit fortgeschleppt?

Kaufmann. Ja, denn sie war so fest verschlossen, daß die Diebe sie ohne großes Geräusch nicht öffnen konnten.

Barbier. Hm! dann bin ich der Glückliche, welcher Ihnen Nachricht von dem Thäter geben kann. Ich habe unter meinen vielen Kunden auch einen Vergolder, welcher in der — Gasse wohnt, er nährt sich mit seiner starken Familie sehr kümmerlich. Wie ich gestern früher als gewöhnlich zu ihm ging, und, ohne anzuklopfen, eintrat, sah ich nahe kam Bette einen eisernen Kasten stehen, welchen ich dort sonst nie erblickt hatte. Vater, Mutter und Kinder blickten bey meinem Eintritte verstört umher, und wie ich mein Barbierzeug öffnete, so bedeckte die Frau den eisernen Kasten unvermerkt mit einem Rocke, der größere Sohn ging später daran vorüber, und warf noch ein weißes Tuch darauf, welches er absichtlich von einem entfernten Stuhle hohlte. Mir fiel's Anfangs sehr stark auf, da ich aber den ganzen Tag viel zu thun hatte, so kam mir's wieder aus dem Sinne.

Der Barbier machte nun auf Verlangen des Kaufmanns eine genaue Beschreibung von der eisernen Casse, welche er bey dem armen Vergolder gesehen hatte. Merkmahle und Kennzeichen, welche er angab, trafen mit der gestohlnen vollkommen überein. Alle Anwesende riefen, daß dieß die entwendete Casse sey. Um sich ganz zu überzeugen, führte der Kaufmann den Barbier nach seiner Schreibestube, dort stand noch eine eiserne Casse, sie war

der gestohlnen ganz ähnlich, von einem Meister und mit den nähmlichen Zierathen verfertigt worden. Der Barbier versicherte sogleich, daß er eben eine solche Casse, von dieser Größe und Höhe, mit allem diesen Blumenwerke geziert, bey dem Vergolder gesehen habe, und diese Aussage mit gutem Gewissen jederzeit eidlich zu bestätigen bereit sey. Der Kaufmann machte sogleich die Anzeige bey Gerichte, und Friedrich ward mit seiner ganzen Familie in's Gefängniß geführt. Man durchsuchte überdieß seine ganze Wohnung, fand aber weder Casse noch Geld, nur in einer Commode ein und vierzig ganze Thaler, und drey Louisd'or. Beyde Geldsorten waren in der gestohlnen Casse befindlich gewesen, und ob der Kaufmann es gleich nicht erweisen konnte, daß es die nähmlichen wären, so war dieß doch zur Vermehrung des Verdachts hinreichend. Ehe Friedrich noch verhört wurde, berief das Gericht seinen Hausherrn und die übrigen Bewohner, alle gaben ihm und seiner Familie das beste Zeugniß, und lobten vereint ihren stillen, sittsamen und gottesfürchtigen Lebenswandel, nur die Magd des Hausherrn sagte aus, daß Friedrich in der nähmlichen Nacht, als der Diebstahl verübt wurde, gegen zehn Uhr Abends den Hausschlüssel unter dem Vorwande von ihr gefordert habe, daß seine Tochter sehr an der Kolik leide, und er nicht wisse: ob er nicht vielleicht in der Nacht den Arzt zu ihrer Hülfe herbey rufen müsse? Sie habe, fuhr sie fort, gegen zwölf Uhr auch das Hausthor öffnen hören, und Friedrich

hätte ihr am Morgen bey Uebergabe des Schlüssels selbst erzählt, daß er nach einem Arzte aus war. Diese Erzählung, welche die Magd in jedem Falle beschwören wollte, gab abermahls Stoff zu größerm Verdachte. Friedrich wurde nun selbst vorgerufen, er beantwortete jede Frage standhaft und ohne Stottern; wie er aber beweisen sollte, wo er in der Nacht auf den sieben und zwanzigsten gewesen sey, so behauptete er kühn, daß er diese Nacht seine Stube nicht verlassen habe, und berief sich auf das Zeugniß seiner ganzen Familie, die jetzt auch einzeln verhört wurde, und des Vaters Aussage einstimmig bestätigte. Wie Friedrich darauf mit der Magd confrontirt wurde, so erinnerte er sich erst des Vorfalls, behauptete aber, daß dieß in der Nacht auf den sechs und zwanzigsten geschehen sey. Da nun das Gericht forderte, daß er diesen Umstand durch den Arzt, welchen er seiner Tochter zur Hülfe hohlte, beweisen sollte, so versicherte Friedrich, daß er zwar lange am Hause desselben geklopft habe, von niemanden aber sey gehört worden, und endlich wieder nach Hause gegangen sey. Diese Aussage schien dem Gerichte ganz natürlich eine kahle Entschuldigung, und da die Magd ihre Anzeige wirklich beeidete, so wurde er in diesem Puncte für convictus geachtet. Im fernern Verhöre läugnete Friedrich und seine ganze Familie alles, was man sie beschuldigen wollte, sie versicherten einstimmig, daß nie ein eiserner Kasten, oder nur irgend etwas, welches diesem ähnlich sähe, bey ihrem Bette gestanden sey,

die Mutter läugnete, daß sie solchen mit einem Rocke bedeckt habe, und der Sohn behauptete eben so fest, daß er diesen Tag gar kein weißes Tuch gesehen, viel weniger zu diesem Gebrauche verwendet habe; aber der Barbier, welcher von jeher als ein ehrlicher und rechtschaffener Mann bekannt war, behauptete eben so fest seine Aussage, er sagte es jedem Gefangenen standhaft in's Gesicht, und beschwor endlich seine Aussage in Gegenwart aller.

Es war eine äußerst rührende und der Erbarmung würdige Scene, als der Barbier seinen Schwur leistete. Friedrich stand mit Verzweiflung kämpfend da, aber sein Weib, seine Kinder knieten vor dem Barbier nieder, und bathen ihn mit den rührendsten Worten, daß er doch ihr Unglück beherzigen, und über eine unschuldige Familie kein so unverdientes, schreckliches Elend bringen möge. Wir wollen's vor Gottes Throne, sagte die Mutter, beeiben, wir wollen keinen Antheil an seiner Seligkeit haben, wenn ein Wort eurer Aussage Wahrheit enthält. Um Jesu willen, der euch und uns erlöset hat, flehten die Kinder, erbarmt euch unserer armen Aeltern, und überliefert sie nicht dem schmählichen Tode. Um des jüngsten Gerichtes willen, rief wieder die Mutter, das einst schrecklich über euch richten wird, erbarmt euch meiner armen Kinder, die euch noch im Tode fluchen, und Gottes Rache über euch auffordern werden! Der Barbier weinte mit ihnen, und versicherte, daß er um aller Welt Schätze willen nicht unrecht schwören, nicht

alle unglücklich machen werde, wenn er nicht, fest von der Wahrheit überzeugt, sie auch vor Gottes Throne eben so standhaft behaupten könne, und daher von ihm keine Strafe zu erwarten habe, weil er als Bürger und Christ seine Pflicht erfüllte. Wie er endlich seinen Eid geendet hatte, trat Friedrich zu ihm. Wenn Meineid den Menschen Seligkeit raubt, so bist du unglücklicher als wir, und verdienst unseren Dank, denn du gibst uns, was du dir so muthwillig raubst. Großer Lohn muß unserer jenseits harren, sonst ist Gottes Gerechtigkeit ein Unding; schreckliche Strafe muß dir dort einst werden, sonst ist Gott unbilliger als die Richter dieser Erde! — — Er wollte noch mehr sprechen, aber das Gericht geboth Stillschweigen, und der unglückliche Friedrich mußte als überwiesener Verbrecher mit seiner ganzen Familie in tiefe und finstere Kerker wandern. Da sie jetzt nicht mehr mit einander verhört wurden; so sahen sie sich auch nicht mehr, und schmachteten einsam in ihrem Kerker.

Wie Friedrich am andern Tage im letzten gütigen Verhör ungeachtet aller Ueberzeugung doch fest auf seiner Unschuld bestand, und nichts gestehen wollte, beschloß das Gericht, mit Strenge gegen ihn, sein Weib und den ältesten Sohn zu verfahren, weil eben diese am meisten des Verbrechens verdächtig waren, und das Gesetz selbst das Bekenntniß von den übrigen Kindern nicht forderte, wenn sie nur, was sehr wahrscheinlich zu vermuthen war, bloße Kenntniß vom Diebstahle, aber keine Theil-

nahme daran hatten. Friedrich bekam durch drey Tage mehr als hundert Stockstreiche, welche seine Hartnäckigkeit bezwingen, und offnes Geständniß von ihm erpressen sollten. Wie dieß geschehen und verantwortet werden konnte, weiß ich nicht; aber daß es wirklich geschah, ist ein bewährtes Factum, weil am Ende das Volk sich haufenweise ums Rathhaus versammelte, des Unglücklichen Jammergeschrey nicht mehr hören wollte, und Gewalt zu brauchen drohte, wenn man länger fortfahren würde, einen Menschen so erbärmlich zu martern. Ob sein Weib und sein Sohn mit einer ähnlichen Strenge behandelt? ob sie, wie die allgemeine Sage ging, wirklich auf die Folter gespannt worden? kann ich nicht gewiß behaupten, aber so viel ist erwiesen, daß sie nichts gestanden, und daß der unglückliche Friedrich die schrecklichen Schmerzen der Schläge deßwegen standhaft erduldete, weil er, seiner Aussage nach Weib und Kinder nicht einer ähnlichen Behandlung aussetzen wollte, wenn sie, unschuldig an der That, nicht gutwillig gestehen würden, was er zur Linderung der beynahe unerträglichen Pein, zur Erlösung aus diesem Jammerthal sonst so gerne gestehen würde. Jetzt, sprach er immer, wenn man ihn von der Marterbank los band, sehe ich's erst ein, wie Liebe zum Weibe und Kindern stärken kann. Um mein Leben zu retten, würde ich nicht zehne dieser Henkerhiebe dulden, um jene zu retten, nicht in's unverdiente Unglück zu stürzen, habe ich ihrer schon so viele erduldet, und Gott wird mir Kraft

geben, auch noch in Zukunft für sie leiden, oder wenigstens für ihre Rettung zu sterben.

Da die allgemeine Stimme des Volks jetzt mehr als je behauptete, daß Friedrich, aller Beweise ungeachtet, doch unschuldig seyn könne, da es warmen Antheil an seinem schrecklichen Schicksale nahm, und die Gefangenen überdieß gar nichts gestanden, so beschloß das Gericht, mit fernerer Strenge inne zu halten, und bis nicht neue und wichtige Beweise oder ihr freywilliges Geständniß die Sache näher aufklärte, sie im Kerker zu verwahren. Daß es den Aermsten dort auch äußerst elend erging, und man sie wahrscheinlich durch harte Begegnung zum Geständnisse zwingen wollte, beweiset die Folge, denn ehe Gottes weise Fügung diesen schrecklichen Prozeß selbst entschied, starb Friedrichs Weib im Gefängnisse und zwey seiner Kinder waren dem Tode nahe. Der unglückliche Gatte und Vater erfuhr von allem nichts, es würde in seiner Lage Trost für ihn gewesen seyn, und Trost sollte ja der Elende nie erhalten.

Als er schon durch ein schreckliches, langes und martervolles halbes Jahr im Kerker geschmachtet hatte, täglich Gott um Tod, und immer vergebens flehte, traten einige angesehene Bürger vor die Schranken des versammelten Raths, und meldeten den erstaunten Mitgliedern, wie sie sehr starke Muthmaßung hätten, daß ein anderer den Diebstahl beym Kaufmanne begangen, und der unglückliche Vergolder wahrscheinlich ganz unschuldig sey. In ihrer

Nachbarschaft, erzählten sie nun, wohne ein Schlosser, von welchem es allgemein bekannt, daß er zwar äußerst geschickt, aber eben auch so liederlich und daher sehr arm sey. Ehe der bekannte Diebstahl verübt wurde, war er, ihrer Aussage nach, beträchtlich schuldig, hatte oft keinen Pfennig im Hause, und ging mit seinem Weibe in der schlechtesten und oft zerrissenen Kleidung einher. Seit kurzem, fuhren sie fort, hat er alle seine Schulden bezahlt, er und sein Weib gehen gut und wohlgekleidet einher, die letztere trägt goldene Hauben und Granaten um den Hals, welche wenigstens sechzig Gulden werth sind, in ihrem Hause wird täglich gesotten und gebraten, aber nie gearbeitet. Er und sein Geselle sind täglich im Wirthshause zu finden, sie verzehren dort oft an einem Abende eine Summe, welche sie eine ganze Woche hindurch nicht zu verdienen im Stande sind. Wir wollen, endeten die Gutgesinnten, sie nicht geradezu des Diebstahls beschuldigen, nicht durch unsere Aussage in's Unglück stürzen; wir fordern nur, daß sie untersucht und genau befragt werden: woher sie das viele Geld erhalten haben, womit sie jetzt so verschwenderisch umgehen, und jeden Rechtschaffenen zum Argwohne berechtigen?

Der Rath sandte auf diese Anzeige sogleich ein Mitglied und Gerichtsdiener in die Wohnung des Schlossers, welche diese genau untersuchen, und fanden sie mehreren Verdacht, den Schlosser sammt seinem Weibe und Gesellen in's Gefängniß führen

sollten. Der Abgesandte fand alle drey daheim, der Schlosser hatte sich eben schöne silberne Schnallen gekauft, und zahlte sie dem Verkäufer aus, er hielt einen Beutel in der Hand, in welchem der Rathsherr zwey hundert Thaler an Golde fand. Er ließ alles genau durchsuchen, und entdeckte bald einen Sack, in welchem sich eilf hundert Stück Conventions-Thaler befanden. Der Schlosser konnte sich über dieses Geld gar nicht ausweisen, er versicherte, daß er es gefunden habe, ungeachtet seine Frau kurz vorher behauptete, daß sie es von einer alten Muhme zu Augsburg geerbt hätte. Seinem Auftrag getreu, ließ der Rathsherr alle sogleich in's Gefängniß führen. Als die Nachbarn rings umher dieß sahen, eilten sie ihnen nach, und riefen mit lauter Stimme: dieß sind die Diebe des Kaufmanns, der arme Vergolder ist unschuldig! Ehe der Zug noch das Rathhaus erreicht hatte, folgten viele Tausende, welche das nähmliche riefen, und nun mit Ungestüm die Loslassung und Freyheit des armen Friedrichs forderten. Geschreckt durch die allgemeine Volksstimme, vom erwachenden Gewissen vielleicht noch mehr geängstigt, gestand der Schlosser, als er vor die Schranken des Raths geführt wurde, sogleich den Diebstahl; sein Weib wollte zwar Anfangs alles läugnen, und von keiner Theilnahme etwas wissen, als aber ihr Gatte und sein Geselle mit ihr confrontirt wurden, so bekannte sie alles aufrichtig.

Der Schlosser hatte vor Jahresfrist dem Kaufmann zwey gleiche eiserne Cassen verfertigen müssen;

schon während der Arbeit sprach der Meister oft mit seinem Gesellen von dem vielen Gelde, welches einst in diesen Cassen ruhen würde, der Wunsch, sie nur einmahl leeren zu können, ward bey beyden rege, und der letztere meinte, daß es eine sehr geringe Sünde seyn müsse, wenn der Arme sich auf gute Art eines Theils des allzu großen Reichthums bemächtigen könnte. Bey dieser Aeußerung blieb es, bis einen Monath vor dem Diebstahle der Schlosser zum Kaufmann berufen wurde, um die Casse zu öffnen, von welcher er in hastiger Eile den Schlüssel abgedreht hatte. Wie sie geöffnet war, sah der Schlosser vieles Gold und Silber darin liegen, das Verlangen darnach ward auf's neue und lebhafter rege; da er es allein nicht zu befriedigen vermochte, so vertraute er's seinem Gesellen und bald nachher auch seinem Weibe. Beyde willigten ein, und die Möglichkeit, wie man das Unternehmen glücklich ausführen könne, ward sogleich geprüft. Der Schlosser versteckte sich, als alles verabredet war, sammt seinem Gesellen Abends unter den Fässern und Ballen, welche im Vorhause des Kaufmanns lagen. Wie alles im Hause schlafen gegangen war, krochen sie hervor, öffneten mit ihren Dietrichen die Thür der Schreibstube, schraubten das Schloß derselben ab, und zerbrachen es, damit man gewaltsamen Einbruch argwohnen, und nicht etwa auf einen Schlosser Verdacht werfen solle. Da die Casse schwer zu öffnen war, sie auch im obern Stocke Geräusch hörten, so trugen sie solche fort, und öffneten das Hausthor, vor welchem des Schlossers Weib auf-

und abschlich. Da diese immer voran ging, und sogleich hustete, wenn sie etwas kommen hörte, so kamen sie glücklich mit ihrer Beute nach der Wohnung. Es war schon drey Uhr nach Mitternacht, als sie dort anlangten; weil sie der Schwere wegen öfters ruhen, sich zwey Mahl vor den Nachtwächtern, welche durch die Straße gingen, verbergen mußten. Sie eröffneten noch in der Nacht die Casse, und nahmen das Geld, welches in mehr als drey tausend Thalern bestand, heraus. Die leere Casse stellten sie zu dem Bette, und waren eben vom Schlafe aufgestanden, als der Barbier, welcher so schreckliches Unglück über den armen Friedrich gebracht hatte, in die Stube trat. Des Schlossers Frau bedeckte die Casse wirklich mit einem Rocke, und der Geselle warf nachher noch ein weißes Tuch darauf; sie sahen, wie der Barbier von ihnen weg, und nach Friedrichs Wohnung ging, der nur zwey Häuser von ihnen entfernt wohnte; sie trugen die Casse sogleich in die Werkstatt, und bedeckten sie mit Schlacken und Kohlen. Sie waren in großer Angst, und erstaunten sehr, wie der arme Friedrich am andern Tag in's Gefängniß geführt wurde, sie nahmen es für ein besonderes Wunder zu ihrer Rettung, als sie nachher die Anzeige des Barbiers mit allen Umständen erfuhren. Anfangs, versicherte der Schlosser, wären sie sehr traurig, und schon entschlossen gewesen, das gestohlene Geld durch einen katholischen Geistlichen dem Kaufmann zu überschicken, nach der Hand hätten sie es überlegt, daß hier Gottes Schickung augenscheinlich wirke, Friedrich ihn viel-

leicht auf andere Art schrecklicher beleidigt habe, und es ihnen nicht zieme, seine weisen Absichten zu hindern. Die Casse zerhackten sie am nähmlichen Tage noch in vier Stücke, und trugen sie in der folgenden Nacht in den Fluß, welcher durch die Stadt rinnt. Sie sahen jetzt freylich selbst ein, daß Friedrichs Unglück ihre Entdeckung befördert habe, weil sie sich ganz sicher dünkten, das Geld nach Wohlgefallen benutzten, und nicht wähnten, daß ihr Aufwand die Aufmerksamkeit der Nachbarn erregen könne. Aeußerst rührend, aber auch Schauer erregend war es für alle Anwesende, als des Schlossers Frau offen gestand, daß sie am nähmlichen Tage, als Friedrich durch sein erbärmliches Geschrey das Mitleid des ganzen Volks erregte, nahe am Rathhause, sich Stoff zu einer reichen Haube, und Taffet zu einem neuen Kleide gekauft habe. Ich hörte, sagte sie, den Unglücklichen immer schreyen, mein Herz ward weich, mein Gewissen quälte mich, wenn ich aber wieder die schönen Sachen anblickte, so wich alles Mitleid, und ich dachte: besser du als ich! Der Rath forschte nun auf's genaueste: ob sie nicht mehrere Gehülfen hatten, und ob nicht vielleicht, was allerdings wahrscheinlich wurde — der Barbier mit ihnen einverstanden sey? Aber alle betheuerten hoch, daß niemand die geringste Wissenschaft davon gehabt habe, und versicherten überdieß, daß sie gewiß jeden Theilnehmer willig nennen würden, da dieß ihre Strafe wohl lindern, aber nicht vermehren könne. Wie es übrigens möglich gewesen, daß der Barbier mit einem Eide bestätigen konnte, daß er bey Frie-

brichen gesehen habe, was er doch nur bey ihnen gesehen hatte, müsse er nun selbst erklären; ihnen sey es stets ein Wunder geblieben, auch hätte der Schlosser ihm am andern Tage sogleich die Kundschaft unter dem Vorwande, daß er sich selbst barbieren werde, aufsagen lassen, damit er nie mehr Gelegenheit habe, sich bey einem neuen Besuche eines Bessern zu erinnern. Alle versicherten endlich, daß sie von dieser Zeit an dem Barbier absichtlich ausgewichen wären, und nie ein Wort mehr mit ihm gesprochen hätten.

Auf einstimmigen Befehl des Raths ward nun nach dem Barbier gesandt, auch mußte das Gericht sich an den Ort verfügen, wo die Verbrecher die Stücke der eisernen Casse in den Fluß versenkt hatten, um diese, wo möglich, aufzusuchen, und dadurch das erforderliche Corpus delicti herzustellen. Beyde abgeschickte Theile erschienen bald wieder vor den Schranken, die erstern hatten Wache nehmen müssen, um den Barbier vor der Rache des Pöbels zu schützen, weil dieser ihn für einen Theilnehmer am Verbrechen hielt, und mit Gewalt steinigen wollte; die letztern waren wirklich so glücklich gewesen, zwey große und wesentliche Stücke der zertrümmerten Casse zu finden, und wurden von einer großen Menge Volks bis an's Rathhaus im Triumphe begleitet, weil eben diese Stücke die Unschuld des armen Friedrichs vollkommen erwiesen.

Noch war der Rath mit dem Verhöre des Barbiers beschäftigt, als die Gerichtsdiener meldeten,

daß

daß das Volk mit schrecklichem Ungestüm die Freyheit des unschuldigen Verbrechers fordere, und die Gefängnisse mit Gewalt zu erbrechen drohe, wenn man sie länger verzögere. Der Bürgermeister trat nun selbst auf den Balcon des Rathhauses, er machte mit liebreichen Worten der großen Menge kund, daß das versammelte Gericht selbst nicht mehr an der vollkommenen Unschuld des armen Friedrichs zweifle, nur noch ein Verhör zum Beweise derselben vollenden müsse, und dann gewiß nicht säumen werde, die ganze Familie in Freyheit zu setzen, wenn man vorher allen ihre anerkannte Unschuld mit Vorsicht entdeckt hätte, weil allzu schnelle und überraschende Freude den Unglücklichen leicht tödtlich werden könne. Er versicherte überdieß, daß dieß alles noch heute, und wenigstens in ein Paar Stunden geschehen werde. Ich will, fügte er hinzu, nicht eher das Rathhaus verlassen, als bis ich sie vollkommen gerechtfertigt in eure Mitte führe. Das Volk jubelte und versprach geduldig zu verharren. Das Verhör des Barbiers wurde nun fortgesetzt, er weinte bitterlich und jammerte schrecklich, als es ihm nach und nach kund gemacht wurde, welch schreckliches Unglück er über die Unschuldigen gebracht habe. Er versicherte auf's heiligste, daß keine Theilnahme, kein Haß, keine Privat-Absicht ihn zur falschen Anklage und zum Meineide verleitet habe, daß er nun wohl seinen schrecklichen Fehler einsehe, aber noch immer vor Gott und seinem Gewissen behaupten könne, daß nie ein Zweifel, als ob er dieß nicht alles bey Frie-

drichen gesehen, sein Herz geängstigt habe. Es war früh am Morgen, er hatte noch gar kein starkes Getränke getrunken, war nicht krank, als er dieß alles sah, auch war von jeher sein Gedächtniß ihm stets getreu gewesen, er konnte sich in jedem Falle kühn darauf verlassen, und doch war keine andere Entschuldigung möglich, als daß dieses ihn das einzige Mahl in seinem Leben schrecklich, so traurig irre geführt habe. Da das Gericht noch den vorigen Lebenswandel des Meineidigen untersuchen, ihn vorzüglich aber vor der Rache des ergrimmten Volks schützen mußte, so ward er indeß bis zur weitern Untersuchung in das Civil-Gefängniß geführt.

Der regierende Bürgermeister, welcher nach der gewöhnlichen Sitte nicht mit unter den Blutrichtern saß, und daher keinen Theil an den schrecklichen Qualen hatte, welche Friedrich erdulden mußte, ließ sich nun selbst nach seinem Kerker führen. Er schauderte, als er den Unschuldigen mit schweren Ketten belastet, auf moderndem Strohe erblickte, er mußte alle seine Standhaftigkeit sammeln, ehe er mit ihm sprechen konnte.

Friedrich. Wenn Sie kommen, mir mein Todesurtheil anzukündigen, so beschwöre ich Sie, nicht länger damit zu zögern. Könnten Sie in mein Herz blicken, so würden Sie finden, daß dieß mein einziger, mein sehnlichster Wunsch ist.

Bürgermeister. Nein, lieber Freund, ich komme vielmehr Sie zu trösten, und zu versichern —

Friedrich. Vergeben Sie, daß ich Ihnen

in's Wort fallen muß. Wo wäre für mich Trost zu finden? Oeffentlich des schändlichsten Diebstahls überwiesen, gebrandmarkt an meiner Ehre, verachtet von allen Redlichen, ärger als ein Vieh gequält und gemartert! O Herr, wer unter solchen Umständen den Tod nicht wünscht, nicht zu Gott, welcher allein richten und lohnen kann, sehnlich verlangt, der muß wirklich derjenige Bösewicht seyn, für welchen ich nur gehalten werde.

Bürgermeister. Sind Sie denn wirklich unschuldig?

Friedrich (mit den Ketten fürchterlich klirrend.) Sie können noch fragen? Ach, das ist eben das Schrecklichste, das ist's eben, was mächtig zur Verzweiflung reitzt! Ich bin unschuldig und doch gefesselt!

Bürgermeister. Menschenurtheil kann irren!

Friedrich. Wohl, wohl kann's irren! Er allein sieht, er allein weiß es, und rettet doch nicht.

Bürgermeister (zum Kerkermeister.) Nehmet ihm die schweren Ketten ab, damit er sanfter ruhen kann.

Friedrich (entfesselt.) Das wäre doch Linderung in meinem Leiden! zwar die erste, aber eben deßwegen auch die schätzbarste. Nun kann ich ja ungehindert knien, ungehindert meine Hände zu Gott empor heben! (Er kniet nieder.) Allmächtiger, ewiger Richter, wenn du etwa nur dein Ohr zu

fesselosen Geschöpfen herab neigst, nur diejenigen mit gnädigen Augen anblickst, die ohne Kettengerassel ihre Hände zu dir ausstrecken, so blicke jetzt auf mich herab, höre mich, höre mich! Erbarme dich meines armen Weibes, meiner unschuldigen Kinder, laß den Kelch des Leidens auch vor mir vorüber gehen!

Bürgermeister. Gott wird dieß inbrünstige Gebeth gewiß nicht unerhört lassen.

Friedrich. Meinen Sie? Wenn es Ihnen nicht graut, Ihre Hände auf dieß Stroh zu legen, so werden Sie es naß und verfault von Jammerthränen finden, die ich vergebens vor ihm weinte, oft war meine Stimme schon heischer vom Gebethe, oft — —

Bürgermeister. Sie werden doch nicht an Gottes Hülfe und Barmherzigkeit verzweifeln?

Friedrich. Nein, sorgen Sie nicht! Wenn die Hoffnung des künftigen Lohns nicht wäre, wenn diese mich nicht standhaft erhielte — — O Gott, was wäre dann schon aus mir geworden!

Bürgermeister. Kommen Sie mit mir, ich will Sie in ein besseres Gemach führen, hier ist die Luft so schwer, so dumpficht — — Kommen Sie!

Friedrich. O Engel, was soll ich von dir denken, ich folge willig, schon funfzehn oder sechzehn Wochen habe ich das Tageslicht nicht gesehen. Doch nein, nein, ich will noch länger hier weilen: Erst mein Weib, meine unschuldigen Kinder! Sie sind

eben so unschuldig wie ich, sie verdienen Ihr ganzes Mitleid.

Bürgermeister. Es wird bereits auf ähnliche Art für sie gesorgt.

Friedrich (mit größter Freude.) Also sind auch sie entfesselt? Also werden auch sie das Tageslicht sehen?

Bürgermeister. Ja, Lieber, ja!

Friedrich. Wie kommt, wie geschieht denn dieß? (Aengstlich.) Sollte etwa — —

Bürgermeister. Sorgen und fürchten Sie nichts mehr, Ihr Leiden wird bald und sicher enden.

Friedrich. Wär's möglich? Könnte ich denn wirklich — Hier, hier an der Stätte meines Jammers, hier wo ich unzählige Thränen vergossen habe, hier bitte und beschwöre ich Sie, mir's zu sagen: ob ich hoffen kann? ob ich hoffen soll? — — O es wäre schrecklich, wenn Sie Empfindungen in mir erregten, die Sie vielleicht nicht befriedigen können!

Bürgermeister. Hoffen Sie kühn, ich bürge Ihnen mit meinem Worte, mit meiner Ehre für alles.

Friedrich. Aber, wie ist's denn geschehen?

Bürgermeister. Kommen Sie nur mit mir, das Gericht ist hintergangen worden.

Friedrich (schlägt seine Hände zusammen.) So lebt der alte Gott doch noch!

Bürgermeister. Man wird alles Mögliche anwenden, Ihnen das Leiden, welches man Ihnen aus Pflicht zufügen mußte, wieder zu ersetzen.

Friedrich (aufschreyend.) So wäre vielleicht meine Unschuld entdeckt?

Bürgermeister. Sie ist's, sie ist's vollkommen!

Friedrich. Vollkommen? vollkommen?

Bürgermeister. Ja! Ich wollte Sie nur nach und nach zu der unerwarteten Freude vorbereiten.

Friedrich. Ach freylich unerwartet, aber auch spät, sehr spät — doch Herr, es war dein Wille, ich bin dein Geschöpf, und darf nicht hadern! Ist's denn aber auch gewiß? O bester Herr, zürnen Sie nicht, ist's denn auch gewiß?

Bürgermeister. Sicher und gewiß! Dieser Kuß, den ich Ihnen als Vorsteher der ganzen Stadt gebe, sey Ihnen ein Beweis, daß wir Sie alle von ganzem Herzen bedauern, und alles anwenden werden, um Ihnen die möglichste Genugthuung zu verschaffen. Kommen Sie jetzt ——

Friedrich. Ich komme, ich komme! Nur noch einen Blick in diesen Kerker! (Lebhaft.) Und meine Ketten? O diese darf ich doch mit mir nehmen?

Bürgermeister. Ich will's nicht hindern, aber bessern Nutzen würden Sie stiften, wenn Sie solche ihren Richtern zum Andenken und zur Warnung schenkten, damit sie künftig vorsichtiger handeln, nie an der Unschuld der Beklagten, immer nur an seinem Verbrechen zweifeln.

Friedrich mußte nun seinem Führer folgen, er

trug seine Ketten, und verweigerte sie hartnäckig dem Wärter, welcher sie ihm nachtragen wollte. Des Gehens ungewohnt, taumelte er gleich einem Kinde, und lallte auch aus Uebermacht der Freude wie dieses. Ich, unschuldig! Ich, wieder frey! Mein Weib, meine Kinder auch frey! Gott, wie glücklich machst du mich wieder! Dieß waren die einzelnen, oft unterbrochenen Worte, wodurch er sein Gefühl auszudrücken suchte. Endlich langte er nebst dem Bürgermeister in einem hellen Gemache an, dessen Fenster auf die Gasse gingen. Das ungewohnte Licht blendete sein Auge, seine Brust konnte die leichtere, reine Luft nicht fassen, er sank ohnmächtig zu Boden. Man labte und führte ihn, als er wieder athmete, an's Fenster. Das versammelte Volk ahndete, daß er's sey, und jubelte laut. Friedrich bebte zurück. Was ist das, rief er zitternd, ist's vielleicht doch Trug? Ist die Menge vielleicht versammelt, um mich sterben zu sehen?

Bürgermeister. Gott bewahre! Sehen Sie denn nicht, wie sie jauchzen, wie sie sich freuen, daß die Unschuld endlich doch triumphirt; sie wissen es schon, daß Sie heute noch vollkommene Freyheit erhalten, und harren Ihrer, um Sie nach Hause zu begleiten.

Friedrich. Ach Gott im Himmel, du gewährst mir viel Freude, gib mir doch auch Kräfte, sie zu genießen.

Er trat wieder an's Fenster, das Volk jauchzte von neuem, er dankte, und zeigte der Menge seine Ketten. Dieser rührende Anblick riß das Volk hin,

sie forderten ihn in ihre Mitte. Wo ist mein Weib, meine Kinder? rief jetzt Friedrich, sie müssen Antheil an diesem Jubel nehmen!

Bürgermeister. Ihre Kinder werden gleich erscheinen. —

Friedrich. Und mein Weib?

Bürgermeister. Sie haben Elend und Unglück im Kerker ertragen gelernt, Sie werden sich zu fassen wissen. Hienieden kann die Freude des Menschen nicht vollkommen seyn. —

Friedrich (langsam.) Ist sie todt?

Bürgermeister. Sie starb schon vor zwey Monathen.

Friedrich. Im Kerker?

Bürgermeister. Ja.

Friedrich. Ohne Trost? Ohne Hoffnung!

Bürgermeister. Sie starb als Christinn, sie genießt schon den Lohn, der ihrer noch harrt.

Friedrich (wischt sich die Augen und betrachtet seine Hand.) O ihr Hartherzigen! habt ihr keine Thräne für ein treues Weib? Ich kann nicht einmahl mehr weinen.

Bürgermeister. Ihr ist wohl!

Friedrich. Ach, wenn sie nur nicht verzweifelnd starb.

Bürgermeister. Freuen Sie sich, Ihre Kinder kommen.

Friedrich. Meine Kinder, meine Kinder!

Er sank in ihre Arme, und lag sprachlos darin, Nur sie fehlt, rief er endlich aus, dann wäre die

Freude vollkommen! — Da man jetzt dem Bürgermeister meldete, daß das Volk mit Gewalt in's Rathhaus dringe, so führte er Friedrichen und seine Kinder selbst hinab. Schon auf der Treppe empfing ihn die Menge, sie ergriffen sogleich Friedrichen sammt den Kindern, und trugen alle auf ihren Schultern hinab. Groß war der Jubel, laut das Freudengeschrey, als aber alle die hagere, blasse Gestalt der Unschuldigen sahen, da wich nach und nach die Freude der Rührung, das Geschrey verstummte, man sah nur Thränen, hörte nur Schluchzen. Friedrich benutzte die Stille, er sank auf seine Knie, die Kinder folgten. Allmächtiger, rief er bethend aus, ich danke dir! du hast mich erhört, du hast mich gerettet, ich danke dir in Gegenwart der Tausenden, welche nun dir thätiger dienen, eifriger an dich glauben werden, weil du das Flehen der Unschuld hörtest, und nicht zulassen wolltest, daß sie an deiner Barmherzigkeit zweifle. — — Er sprach noch mehr, aber das Gemurmel der Menge machte seine Stimme unhörbar, er mußte es dulden, daß man ihn mit seinen Kindern durch die meisten Gassen herum trug, und seine Unschuld mit lauter Stimme ausrief. Kinder und Weiber streuten von Fenstern herab Blumen, die mit Thränen des Mitleids benetzt waren. Wie das Volk mit ihm am Hause des Kaufmanns vorüber zog, wollte es aus übertriebenem Eifer die Fenster desselben einwerfen, aber Friedrich bath, und ihre Hände sanken zurück. Endlich trug man ihn nach seiner Wohnung, sie

war öde und leer, die Gerichte hatten all sein Hausgeräthe in Verwahrung genommen; aber in einer Viertelstunde war sie mit weit schönerem Geräthe angefüllt, welches die angesehensten Bürger der Stadt auf ihren Rücken zum Geschenke herbey trugen. Am Abende füllten die Träger, welche Speisen brachten, die Gasse, in welcher Friedrich wohnte, er konnte nur danken, aber nicht annehmen.

Am andern Tage brachten ihm Deputirte des Raths in einer feyerlichen Prozession das Bürger-Diplom für ihn und seine Kinder zum Geschenke. Thätige Menschenfreunde eröffneten eine Subscription, und sandten ihm schon am nähmlichen Tage tausend Thaler; die ganze Stadt nahm Antheil an seinem Schicksale; wenn er ausging, folgte ihm noch immer eine große Menge, welche seine Unschuld verkündigte.

Friedrich war diese Zeit hindurch einem Kinde ähnlich, welches man auf einmahl mit den herrlichsten Spielereyen überhäuft; er ging geschäftig im Zimmer auf und nieder, ordnete die schönen Möbeln, stellte sie bald dort, bald dahin, er umarmte seine Kinder, er zählte das Geld, welches er zum Geschenke erhalten hatte, und begann wieder von neuem. Anfangs nahm man dieß alles für Uebermaß der Freude, als aber dieß immer gleich stark anhielt, als er oft Spielwerk und Puppen kaufte, und von seinen erwachsenen Kindern forderte, daß sie mit ihm spielen sollten, da argwohnten diese Beginnen des Wahnsinns, und zogen einen Arzt zu

Rathe, er beobachtete ihn genau, und fand leider, daß sein Verstand, Gedächtniß und Beurtheilungskraft täglich mehr und mehr schwinde, er ward, aller angewandten Mittel ungeachtet, in kurzer Zeit ganz zum Kinde, handelte und dachte wie dieses. Vollkommene Vergessenheit des Vergangenen und all seiner Leiden folgte bald nach, er gedachte seines Gefängnisses eben so wenig wie seines verstorbenen Weibes. Er suchte absichtlich die Gesellschaft der kleinen Kinder, und wähnte sich glücklich, wenn er in ihrer Mitte sitzen, und mit ihnen spielen konnte. Er weinte gleich diesen über den Verlust eines Spielwerks, als aber bald nachher seine Tochter starb, so vergoß er keine Thräne. Seine übrigen Kinder führten ihn hinter ihrem Sarge, er folgte geduldig, und spielte mit kleinen Steinchen, welche er in die Höhe warf, und wieder zu fangen suchte. Als man ihren Sarg mit Erde bedeckte, da guckte er neugierig hinab, und lachte herzlich, weil sich, nach seinem kindischen Ausdrucke, das große Loch so geschwind wieder füllte. Nie gedachte er ihrer mehr, ob er sie gleich unter allen seinen Kindern am meisten geliebt hatte. Einer meiner Freunde besuchte ihn ein Jahr nach erhaltener Freyheit, er fand ihn im kleinen Hausgarten, wo er oft ganze Tage mit Spielen zubrachte. Er saß unter einem Obstbaume, seine Miene verrieth Freude und Vergnügen, er fidelte auf einer kleinen Kindergeige, erzwang die gräßlichsten Mißtöne, und rief doch oft voll Entzücken aus: O Jesus! O Jesus, das klingt schön!

Seine Söhne, welche meinen Freund begleiteten, und mit nassen Augen dem Spiel des Vaters zusahen, hatten ihn schon unterrichtet, daß man keine Antwort von ihm erhalte, wenn man nicht Antheil an seiner Beschäftigung nehme.

Mein Freund lagerte sich neben ihm, und der arme Unglückliche reichte ihm sogleich seine Geige. Du kannst nichts, rief er aus, als dieser zu spielen versuchte, ich kann's besser, und nun fidelte er auf's neue erbärmlich.

Friedrich (zu ihm.) Kannst du singen?

Mein Freund. Nein!

Friedrich (lachend.) Kannst auch gar nichts.

Mein Freund. Wie heißt du denn?

Friedrich. Fritzel mit dem rothen Mützel!

Mein Freund (auf seine Kinder zeigend.) Wer sind denn diese hier?

Friedrich (sie anstarrend.) Das sind des alten Staffirers seine Buben!

M. Freund. Was wollen sie denn hier?

Friedrich. Sie suchen ihren Vater?

M. Freund. Wo ist denn dieser?

Friedrich. Ich weiß nicht! — — Kannst du pfeifen?

M. Freund (mit Thränen.) Nein, ich kann's nicht!

Friedrich. Warum weinst du denn?

M. Freund. Die Aermsten dauern mich so sehr, weil sie ihren Vater suchen und nicht finden können.

Friedrich (traurig.) Mich auch! Komm, wir wollen ihnen suchen helfen.

Er nahm jetzt meinen Freund bey der Hand, führte ihn nach einem Rosenstrauch, und versteckte sich schnell hinter diesem; ehe noch jener über die Ursache seines Versteckens einig werden konnte, sprang er plötzlich hervor, und rief aus: da ist er! da ist er!

M. Freund. So bist du ihr Vater?

Friedrich. Ich bin Fritzel mit dem rothen Mützel.

M. Freund. Wer ist denn der alte Staffirer?

Friedrich. Ich weiß nicht.

M. Freund. Kennst du ihn nicht?

Friedrich. Ich kenn' ihn schon!

M. Freund. Wo ist er denn?

Friedrich. Morgen kauf' ich mir ein Schiff, und da geh' ich vor's Thor, setze es auf's Wasser, und fahre damit nach Rom, du darfst aber nicht mit fahren.

Sein Sohn. Vater, wollt ihr nicht mit hinauf gehen?

Friedrich (lachend.) Der glaubt, daß ich sein Vater sey.

M. Freund. Bist du's denn nicht?

Friedrich (noch mehr lachend.) Nein, ich bin's nicht.

M. Freund (zum Sohne.) Glaubt er dieß wirklich?

Der Sohn. Gewiß, denn er kennt uns sel-

ten, nennt uns aber stets die Söhne des Staffierers. Früh Morgens, wenn er erwacht, oder wenn er, was aber selten geschieht, anhaltend nieset, so erkennt er uns gemeiniglich, erinnert sich auch oft mit vieler Genauigkeit vergangener Dinge; aber ehe eine halbe Stunde vergeht, ist er wieder der Alte, und fühlt sich in seinem Wahnsinne glücklich.

Indeß der alte Vater sich einen kleinen Teich baute, und in seinen Händen Wasser herbey trug, sprach mein Freund noch lange mit seinen Söhnen. Sie glaubten, daß die allzu große Freude über die schnelle und so glückliche Errettung der Grundstoff seines Wahnsinnes war. Vielleicht, meinten sie, hätte ein Aderlaß, welche man im großen Jubel vergaß, das heftige Wallen seines Blutes gemindert, welches wahrscheinlich zu stark in die kleinsten Blutgefäße drang, sie übermäßig ausdehnte und füllte, daher auch gänzliche Vergessenheit und außerordentliche Schwäche der Gedächtnißkraft verursachte. Der einzige Trost, welcher den armen Kindern blieb, war die Ueberzeugung, daß ihr Vater in diesem Zustande glücklich und zufrieden lebe. Ein neues Spielwerk, welches sie ihm nie versagten, machte ihn den ganzen Tag munter und fröhlich, nur mußten sie sich sorgfältig hüthen, ihm nichts zu geben, was ihn an Kerker und Gefängniß erinnern konnte, denn dieß machte ihn, wenigstens auf einige Stunden, äußerst traurig. Ehe sie dieß noch wußten, brachte ihm einst die verstorbene Schwester eine Puppe nach Hause, welche eine mit Ket-

ten behangene Sclavinn vorstellte; er fing sogleich zu weinen an, lösete ihre Ketten, und trug sie den ganzen Tag stillschweigend in seinen Armen herum; erst Abends gelang es ihnen, die Puppe wegzunehmen, am Morgen hatte er sie ganz vergessen. Ungeachtet er auch nicht ein Kind beleidigt, so können sie ihn doch nie allein ausgehen lassen, weil er den Weg nicht nach Hause finden kann, und sich dann an eine Ecke setzt und bitterlich weint. Er geht gern am Wasser, noch lieber in schönen Gärten, am allerliebsten auf dem Kirchhofe spatzieren, dort mahlt er Stunden lang mit den Fingern die Buchstaben auf den Leichensteinen nach, betrachtet sie dann mit größtem Vergnügen, und lobt am Ende laut und anhaltend seine schöne Arbeit. Sein ältester Sohn staffirt schön und geschmackvoll; der alte Vater, welcher in dieser Kunst Meister und Kenner war, sieht ihm oft Stunden lang zu, aber er verräth nie die geringste Kenntniß, nur ein einziges Mahl vergoldete er eine Nuß, und bezeigte die größte Freude über seine Geschicklichkeit. Er kennt selten einen seiner alten Freunde, die ihn oft besuchen, und nur dann angenehm sind, wenn sie mit ihm spielen. Wenn er in der Gesellschaft der Kinder ist, so duldet er standhaft jede Neckerey, aber wenn Große ihn beleidigen, so ahndet er's immer nachdrücklich.

Noch lebt er, noch wallt er hienieden in diesem Jammerthale, aber seine Gesundheit welkt mächtig, bald wird sein Geist sich des Wahnsinns Fes-

seln entledigen, und froh hinüber zum ewigen Lohne eilen, der ihm hier nicht werden konnte, weil irdische Freude nicht Ersatz für sein schreckliches Leiden gewesen wäre.

Caroline G— von H—.

Wie ich vor mehreren Jahren über Land reiste, eben in einem Walde einen hohen Berg hinan fuhr, erblickte ich neben meinem Wagen eine alte Frau, welche unter einer großen Holzbürde gebückt einher schlich, und mit vielem Keuchen den Berg zu erklettern suchte. Das Alter ist mir alle Mahl ehrwürdig, erregt aber mein ganzes Mitleid, wenn es kummervoll einher schleicht, und am Ende seiner Tage noch die wenige Lebenskraft durch harte Arbeit verschwenden muß. Ich stieg aus, trat zu ihr, als sie eben ruhte und wieder Athem zu gewinnen suchte. Sie blickte mir forschend in's Gesicht, und sah dann sehnsuchtsvoll meinen Wagen an, der nahe bey ihr vorüber fuhr. Dort hinten, sprach sie leise, könnte mein Holz recht gut liegen, wenn's der Herr erlaubte; die starken Pferde würden es kaum merken. — — Ich rief meinen Kutscher herbey, ließ das Holz aufladen, und ging nun auf dem Fußsteige neben ihr her.

Die

Die Alte. Bezahl's Gott tausend Mahl! Sie fahren doch durch das Dorf, welches unten im Thale liegt?

Ich. Ja.

Die Alte. Und nehmen bis dahin mein Holz mit?

Ich. Von Herzen gern.

Die Alte. So bezahle es Ihnen Gott noch einmahl, denn (sich voll schmerzhaften Gefühles anblickend) von mir werden Sie doch kein anderes Trinkgeld als Dank erwarten! — —

Ich wollte eben das Gespräch fortsetzen und sie von meiner Uneigennützigkeit überzeugen, als der sonderbare Anzug der Alten meine ganze Neugierde weckte, er war zwar äußerst armselig, aber er verrieth doch deutliche Spuren, daß er einst schön gewesen war. Sie trug einen weißen Rock, der freylich jetzt sehr gelb, durchgängig sehr geflickt, und bey solcher Arbeit äußerst schmutzig aussah, aber der Stoff bestand aus dem feinsten Parchent, und an dem Ende desselben erblickte ich hier und da die Ruinen einer breiten Garnirung, welche von eben so feinem Mousselin ausgenäht war. Sie hatte ein kleines Leibchen von eben diesem Zeuge an, das vorne mit einer alten seidenen Schleife gebunden war, über diesem Leibchen trug sie eine Art von Corsett, das einst aus Taffet bestand, nun aber mit wollenen und leinenen Flecken von allerhand Farben beynahe überzogen war. An ihren Füßen erblickte ich zerrissene, seidene Strümpfe und alte

Pantoffeln von seidenem Zeuge. Ihre schon ziemlich grauen Haare waren mit einem feinen, aber sehr zerrissenen Strohhute bedeckt, an welchem noch hier und da ein Stückchen Band oder Flor zu sehen war. Der etwas fremde und beynahe Schwäbische Dialect ihrer Sprache fiel mir gleich Anfangs auf, jetzt wirkte ihre Kleidung noch stärker auf meine Neugierde, sie schien mir ein deutlicher Beweis zu seyn, daß die arme Alte einst bessere Tage genossen hatte. Gern hätte ich dieß alles näher erfahren, da aber Neugierde einen Unglücklichen immer beleidigt, und dieser am meisten Schonung verdient, so würde ich sie ganz unterdrückt haben, wenn mir die treuherzige Alte nicht selbst den Faden zum Gespräche überreicht hätte. Ach Gott, sprach sie eben seufzend, wo sind die Zeiten?

Ich. Welche Zeiten?

Die Alte. Wo ich in schönen Kutschen mit vier Pferden fuhr, Geld und Gut in Menge besaß, von Hunderten bedient, von Tausenden angebethet wurde! (Wischt sich eine Thräne aus den Augen.) damahls war's anders und besser! Ich gab reichliches Almosen, half, wo ich helfen konnte, und jetzt: (tief seufzend) erbarmt sich meiner niemand. — — O bester Herr, Sie haben heute mehr gewonnen, als Sie glaubten, Sie können sich nun kühn rühmen, daß Sie die elendeste und unglücklichste Person auf der weiten Welt gesehen und gesprochen haben.

Ich. Das wäre schrecklich.

Die Alte (mit Nachdruck.) Schrecklich, aber auch eben so wahr! Wenn ich Ihnen auch mein Leiden schildern wollte, Ihre theilnehmende Miene verdiente es, wenn ich Ihnen auch alles haarklein erzählen wollte, Sie könnten sich doch keinen Begriff davon machen. Es gibt gewisse innere Gefühle, die keiner Beschreibung fähig sind. Nur derjenige, welcher im größten Wohlleben erzogen würde, welcher sehr reich, und bessere Tage gewohnt war, und nun im größten Elende, in der jammervollsten Armuth schmachtet, kann mir seine Hand reichen, und ausrufen: mein Gefühl ist dem deinen ähnlich. — — Ich will ihn dann als meinen Bruder umarmen, und gern mein Stückchen schimmlichtes Brot mit ihm theilen.

Ich. O ich kann mir dieß Gefühl vorstellen, es muß nagend, es muß verzweiflungsvoll seyn.

Die Alte. Verzweiflungsvoll! Ja! ja! das ist das wahre Wort! Längst wäre ich ein Raub derselben geworden, längst moderte mein elender Körper in einem Teiche, wenn nicht andere eben so unglückliche Geschöpfe meine Hülfe forderten!

Ich. So haben Sie Kinder?

Die Alte (im bittern Tone.) Kinder? Kinder? O Gott, wenn ich mehrere als eins hätte, dann wäre mein Unglück gränzenlos. Ich habe nur eins, und doch hat es mich mehr Thränen gekostet, als Sterne am Himmel sind. Ich liebe es, ach, ich liebe es mit seltner mütterlicher Zärtlichkeit,

aber ich muß weinen, wenn ich es anblicke. (Meine Hand ergreifend.) Herr, denken Sie sich mein Unglück, es ist erst zwanzig Jahr alt, und doch schon wahnsinnig. — —

Ich. Gott im Himmel, wahnsinnig?

Die Alte. Die gute, sanfte Caroline konnte mein und ihr Elend nicht so standhaft ertragen, es raubte ihr das Einzige, was man der Armuth sonst nicht rauben kann, ihren Verstand. (Weinend.) Jetzt ist ihr wohl, sie fühlt ihr Unglück nicht mehr, sie nagt zufrieden am trockenen Brote, das ihre alte Mutter vor den Thüren der hartherzigen Bauern erbetteln muß. Wie oft habe ich Gott gebethen, daß er mir's auch so wohl möchte werden lassen, aber er hört meine Stimme nicht, er ist taub gegen mein Flehen! Freylich, freylich habe ich ihn sehr beleidigt, doch kann ja Reue ihn sonst versöhnen! Oder ist der Mutterfluch unauslöschbar? Das mag's seyn, mich drückt er wenigstens schrecklich.

Ich. Ich nehme den innigsten Antheil an Ihrem Unglücke, stände es in meiner Macht, es zu tilgen, nur zu mildern, ich würde alles anwenden. — —

Die Alte. Dank, edler Freund, Dank! Mitleid ist auch ein Almosen, das des Elends Wunden salbt, und seine Schmerzen kühlt. Glauben Sie's fest, denn ich rede leider aus Erfahrung. Ein Gulden, den mir ein gefühlloser Reicher zuwirft, verwundet allemahl mein Herz, aber ein Pfennig, der mir mitleidsvoll in die Hand gedrückt

wird, thut ihm wohl. Ach Gott! Ach Gott! was habe ich alles dulden und erfahren müssen!

Ich. Haben Sie denn gar keine Aussicht auf bessere Zeiten?

Die Alte. Keine, aber auf noch schlechtere desto sichere! Bald, recht bald werde ich nicht mehr kriechen können, und dann will ich doch sehen, was aus mir, aus meinem armen Kinde werden soll? Es steht zwar in der Bibel, daß Gott die Lilien auf dem Felde kleidet, und die jungen Raben füttert, aber daß der Mensch ein Gleiches erwarten, und fordern kann, davon steht nichts geschrieben. Sorgt nicht für den andern Morgen, heißt's nur, denn jeder Tag hat seine Plage! (Bitter lachend.) Ja, ja, er hat sie im vollen Maße. — — Die Freuden des Himmels müssen ewig dauern, müssen alle Beschreibung übertreffen, wenn sie Ersatz für das irdische Leiden seyn sollen!

Ich. Haben Sie denn gar keine Freunde, von denen Sie Unterstützung erwarten könnten?

Die Alte. Freunde? Bester Herr, diese Frage war wohl sehr überflüssig! Kann Feuer und Wasser in Harmonie mit einander bestehen? Nun, Sie antworten nicht? Sie halten's für unnöthig, und haben recht. Ich habe Freunde, aber sie sind vornehm und reich, sie fühlen die Qualen der Armuth nicht, sie schämen sich meiner, und fliehen, wenn ich mich nahe.

Ich. Das ist schrecklich!

Die Alte. Nein, das ist es nicht! In die-

sem Falle denken wir verschieden. Der Stolz meiner Freunde kränkt mich nicht, ich habe Kraft genug, ihn zu verachten. Ich würde eher Hunger sterben, mein einziges Kind lieber verschmachten sehen, ehe ich einen Pfennig aus ihrer Hand annehme. Tadeln Sie diesen Vorsatz nicht, das Elend hat auch seine Launen, und diese ist bey mir festes System geworden. Ich besitze jetzt Kühnheit genug, jeden Reisenden, jeden Bauer um ein Almosen anzubetteln, es hat mich Mühe und unzählige Thränen gekostet, aber meinen Stolz habe ich doch nicht bekämpfen können, er weigert sich schlechterdings, von denjenigen ein Almosen anzunehmen, deren Pflicht es wäre, mir viele Tausende als mein Eigenthum auszuzahlen.

Unter diesem Gespräche hatten wir den Gipfel des Berges erreicht, eine schöne, angenehme und äußerst fruchtbare Gegend lag vor uns. Mehr als zehn ansehnliche Dörfer, beschattet von fruchttragenden Bäumen, konnte man von hier aus überblicken. Die Alte hatte im eifrigen Gespräche ihren Athem verschwendet, sie blieb stehen, um neuen zu sammeln; endlich setzte sie sich nahe am Wege nieder, und staunte mit verzogenem Lächeln, das mehr einer schmerzhaften Empfindung glich, in die weite Gegend hinab. Ihr Gespräch hatte mein Herz tief gerührt, ich wollte mich nicht so früh von ihr trennen, nicht ganz ohne Trost scheiden, und nahm Platz neben ihr. Sie stützte sich auf ihren Elbogen; ihr Lächeln, das mir gleich Anfangs so

weh that, verzog sich nach und nach in stille Wehmuth; mehr als eine Thräne schlich langsam über ihre hohlen Wangen herab, und träufelte in den Sand. Endlich hob sie ihre Rechte empor, und bezeichnete einige Mahl stillschweigend damit den Umkreis der ganzen weiten Gegend. Einst, rief sie seufzend aus, alles, alles mein! Ich war die Glücklichste und Reichste unter den Tausenden, welche hier wohnen, jetzt bin ich die Aermste und Unglücklichste unter ihnen. (Schluchzend.) Ach das thut weh! o das nagt schrecklich! (Zu mir.) Sie staunen? O staunen Sie nur, Sie haben volles Recht dazu. Staune ich doch selbst oft, wie's geschehen konnte, und doch geschah's, so leicht, so natürlich, so zusammen hängend, daß es mich wieder wundern würde, wenn es anders geschehen wäre. (Hastig.) Haben Sie Eile?

Ich. Ich muß heute noch in K— eintreffen, und dahin — —

Die Alte (mir einfallend.) Gelangen Sie früh genug, wenn Sie mir auch eine halbe Stunde schenken. Ich will Ihnen die Geschichte meiner Leiden offen und treu erzählen. — —

Ich. Ich werde Sie mit der innigsten Theilnahme anhören.

Die Alte. Davon bin ich überzeugt, sonst würde ich Ihnen diesen Antrag nicht gemacht haben. Es thut einem so wohl, wenn man Theilnahme im Auge lieset, und aus des Freundes Munde hört: Dir geschah Unrecht, dir hätte ein besseres Schicksal

werden sollen! Ich bin eine geborne Baroninn von B—. Dort unten rechts, in der blauen Ferne ragen über die kleine Anhöhe zwey Thürme hervor, diese zieren das Schloß, in welchem ich geboren und erzogen wurde. Mein Vater war der Besitzer desselben, und Herr dieser großen, ansehnlichen Herrschaft, ich war die einzige Frucht seiner Ehe, in welcher er sehr mißvergnügt lebte. Er starb in der Mitte des siebenjährigen Krieges, und machte mich zur Erbinn seines großen Vermögens, welches in mehr als einer halben Million bestand. Ich war damahls achtzehn Jahr alt, und, wie mich wenigstens alle versicherten, sehr schön. Daß um die Hand einer so reichen Erbinn viele angesehene und vornehme Jünglinge buhlten, können Sie leicht denken, aber obgleich das Schloß selten von Freyern leer war, so geschah's doch, daß ich durch zwey lange Jahre nicht wählte, und immer noch ledig blieb. Meine Mutter, welche mich von früher Jugend an als eine wahre Tyranninn behandelte, mir nie einen mütterlichen Blick gewährte, und nun meine Vormünderinn geworden war, hielt's für Pflicht, sich stets in die Angelegenheiten meines Herzens zu mischen. So oft ein Freyer sich mir nahte, so oft war sie auch sogleich mit ihrem entscheidenden Rathe zugegen. Diesen, sprach sie dann immer, kannst du nehmen, an diesen oder jenen darfst du aber nicht denken! da nun meine Empfindung nie mit der mütterlichen harmonirte, da ich immer nur denjenigen wählen wollte, an welchen

ich doch, ihrem Ausspruche gemäß, nie denken sollte, so unterblieb auch ganz natürlich jede Heirath. Schon war ich fest entschlossen, bis in mein vier und zwanzigstes Jahr ledig zu bleiben, und dann nach eigenem Sinne zu wählen, wenn nicht ein Zufall meinen Entschluß vernichtet, und mich auf ewig unglücklich gemacht hätte. Die Feinde waren damahls aus dem größten Theile Böhmens vertrieben worden, und unsre Truppen bezogen in unsrer Gegend die ruhigen Winterquartiere. Unter den vielen Officeren, welche rings umher lagen, und bald in unserm Schlosse Unterhaltung suchten, befand sich auch ein Lieutenant, des ehemahligen N — Husaren-Regiments. Er war von Geburt ein Graf aus Ungarn, aber sehr arm, und lebte bloß von seiner Gage. Wie ich den schönen, blühenden Jüngling zum ersten Mahle sah, da ward schon der Gedanke in mir rege: solch einen Mann, und du wärst glücklich! Wie ich bald hernach deutlich merkte, daß er gleich günstig von mir urtheilte, mir überall mit schmachtendem Blicke nachschlich, unter hundert andern nur mich allein sah, da verschaffte ihm mein Herz bald Gelegenheit, mir seine heftige Liebe gestehen zu können; ich hörte das Bekenntniß derselben mit innigem Vergnügen, und fühlte mich nicht stark genug, seiner dringenden Bitte um Gegenliebe lange zu widerstehen. Ich gewährte sie ihm bald im vollen Maße, ich liebte ihn mit einer Innigkeit, die keiner Beschreibung fähig ist; ich sah, ich hörte nur ihn, alle andere

Männer waren mir mehr als gleichgültig, ich haßte jeden, der mich hinderte, meinen Carl einige Augenblicke länger zu sehen, und zu sprechen. Ach, die Tage unserer damahligen Liebe waren so selig, flossen so schnell vorüber! Wenn ich in seinen Armen die bunten Reihen durchwalzen konnte, wenn meine Wange dann an der seinigen ruhte, und er im schnellen Fluge mir einen Kuß raubte, da dünkte ich mich glücklicher als eine Königinn, die über viele Länder regiert, und Millionen Unterthanen beherrscht. Ich will Ihnen den herrlichen Genuß dieser Liebe nicht länger schildern, im Munde eines alten Weibes kann solch eine Schilderung nicht wohl klingen, man hält's für unmöglich, daß solch ein Gerippe einst Liebe erregen konnte, und fähig war, wieder zu lieben. Der immer aufmerksame Blick meiner Mutter bemerkte unsere Liebe bald, sie befragte mich darüber im strengsten Tone, und versicherte mich hoch und theuer, daß mir ihr Fluch werden sollte, wenn ich mich unterstände, dem elenden Lieutenant Liebe zu versprechen; sie habe, fügte sie hinzu, eine weit bessere und ansehnliche Partie im Vorschlage, und würde mir solche schon entdecken, wenn sie alles in Richtigkeit gebracht hätte. Ob solch eine Drohung meine zärtliche Liebe schwächen, oder hindern konnte? überlasse ich Ihrem eigenen Urtheile, sie machte mich nur etwas vorsichtiger, wenn heftige Liebe anders vorsichtig handeln kann. Ehe noch die Winterquartiere sich endigten, war unter uns schon fest verabredet und beschlossen,

daß er meiner, bis ich großjährig wäre, harren, und dann mein Herz und Vermögen zum Lohne erhalten solle. Ob er mir dagegen auch etwas anders als sein Herz versichern könne? wurde von mir nie gefragt, denn echte, reine Liebe achtet keines Reichthums, und dünkt sich auch in einer Strohhütte glücklich.

Als er endlich scheiden mußte, da vermochte ich mich kaum zu fassen; meine hartherzige Mutter machte mir darüber die bittersten Vorwürfe, und bewillkommte mich oft mit Ohrfeigen, wenn ich mit rothgeweinten Augen vor ihr erschien; aber ich duldete um seinetwillen, und freute mich, daß ich dadurch seiner Liebe ein Opfer bringen konnte. Noch war er nicht acht Tage von mir entfernt, als schon der junge und sehr reiche Graf S*** auf unserm Schlosse anlangte, und mich sogleich im festen Tone versicherte, daß er aus Liebe zu mir in so schlechtem Wege die Hauptstadt verlassen. Ich ahndete, daß er nicht ungerufen erschienen sey, und gab's ihm im ersten Gespräche zu verstehen, daß er wieder ohne Hoffnung scheiden müsse. Er schien's nicht zu achten, er beschäftigte sich einige Tage hindurch bloß mit kleinen Spatzierfahrten, die er in Gesellschaft meiner Mutter im Gebiethe meiner Herrschaft unternahm. Einige Tage nachher ließ mir meine Mutter sagen, daß heute viele Gäste ankommen würden, und ich daher meinen Anzug darnach einrichten sollte. Ehe ich ihn noch vollendet hatte, kam meine Mutter, wider ihre Gewohnheit, auf

mein Zimmer, sie schien ganz verändert, streichelte in Gegenwart der Dienstmädchen meine Wangen, und nannte mich mehr als ein Mahl ihr gutes, liebes Kind. Wie darauf die Mädchen sich entfernten, fragte sie mich lächelnd: ob ich nichts ahnde? Da ich das Gegentheil versicherte, so erzählte sie mir ganz offen, daß heute der Tag meiner Verlobung mit dem Grafen S*** gefeyert würde, daß sie als Mutter mit seinen Aeltern schon alles verabredet und ausgemacht habe, auch von mir überzeugt zu seyn glaube, daß ich ihre mütterliche Fürsorge mit Dank erkennen, und das große Glück, mit einer so ansehnlichen Familie verwandt zu werden, schätzen und ehren würde. Sie können sich mein Erstaunen leicht denken, es war groß und anhaltend. Wie ich zu sprechen vermochte, gestand ich meiner Mutter geradezu, daß ich fest entschlossen sey, vor meiner Großjährigkeit nicht zu heirathen, und dann nach eigenem Gefallen zu wählen. Sie rasete, sie mißhandelte mich, aber ich blieb standhaft. Sie schwur, daß sie mich eher mit eigenen Händen ermorden, als in den Armen des elenden Lieutenants sehen wollte, ich schwieg und weigerte mich endlich eben so fest, jemahls die Gattinn des Grafen S*** zu werden. Meine Mutter wollte mir Bedenkzeit geben, aber ich verwarf sie, weil fester Entschluß solche nicht brauche. Alle Versuche, welche noch am nähmlichen Tage ihre und meine Freunde auf ihren Rath bey mir wagten, waren nicht vermögend, mich in den Saal zu locken. Die

bestellten Zeugen mußten wieder abreisen, und nahmen zu meinem größten Vergnügen den verhaßten Grafen mich sich fort.

Meine Mutter hatte mir ihren unversöhnlichen Haß und Zorn ankündigen lassen, ich durfte es nicht wagen, vor ihren Augen zu erscheinen, mußte auf meinem Zimmer speisen, und ward wie eine Gefangene behandelt. Diese Begegnung hinderte mich aber doch nicht, Briefe an meinen Carl zu schreiben, und die seinigen zu erhalten. Sie waren meine einzige Freude, die herrlichsten Tröster im Unglück, ich las sie des Tages wohl hundert Mahl, und ward nicht müde, sie wieder zu lesen, weil sie die theuersten Versicherungen seiner ewigen Liebe enthielten. Als auf diese Art eine Woche in stiller Ruhe verflossen war, erfuhr ich durch mein Kammermädchen, daß meine Mutter jetzt oft von Geistlichen besucht würde, und morgen nach dem Nonnenkloster D** verreisen wolle. Die letztere Nachricht erregte Argwohn in meinem Herzen; ich sandte mein Mädchen auf Kundschaft zu einem alten Gesellschaftsfräulein, welches das Vertrauen meiner Mutter im höchsten Grade besaß, und folglich auch die Absicht ihrer Reise kennen mußte. Das schlaue Mädchen benahm sich herrlich, und lockte der Alten den ganzen Plan ab. Ihrer Nachricht zu Folge, reisete meine Mutter wirklich in's Kloster, um dort einen Platz für mich auszumachen, ich sollte dann mit Gewalt dahin gebracht, genau bewacht, und so lange eingesperrt bleiben, bis ich mich dem Willen der Mut-

ter fügen würde. Diese hoffte überdieß durch allerhand Scheingründe und durch die Hülfe ihrer Freunde die Landesstelle zu bewegen, daß sie mich erst im dreyßigsten Jahre meines Alters großjährig erklären solle. Ich staunte über die Kunstgriffe einer Mutter, welche zur Befriedigung ihres Stolzes ihr einziges Kind opfern und unglücklich machen wollte, aber mein Entschluß war auch in der folgenden Nacht schon gefaßt. Wie am andern Tage meine Mutter wirklich nach dem Kloster verreisete, packte ich alle meine Kostbarkeiten, und etwas Weniges an Wäsche heimlich zusammen, und wanderte am Abende unbemerkt zum Schlosse hinaus. Mein Carl hatte mir zum letzten Mahle geschrieben, daß er in einem zehn Meilen weit entfernten Städtchen stehe, und auf Pferde warte, welche er zum Regimente führen müsse. Ich nahm meinen Weg dahin, wanderte die ganze Nacht, und langte am zweyten Tage glücklich in dem Städtchen an; ich fand ihn eben an seinem Schreibtische, als er einen Brief von mir beantworten wollte. Er flog mir entgegen, ich lag sprachlos in seinen Armen, und hatte noch nicht einmahl die Freude des Wiedersehens gefühlt, als ein Wagen durch's Thor herein rollte; ich blickte hinab, und sah meine Mutter, von einem Onkel begleitet, rasch vorüber fahren. Ich blieb starr vor Entsetzen stehen, der Wagen hielt am nahen Rathhause stille, und mein Onkel ging eilend hinein. Ich war unfähig zu handeln und zu denken, mein Carl faßte sich schneller, er fragte mich: ob ich von je-

manden im Hause sey gesehen worden? Da ich's verneinte, und ihm versicherte, daß ich seinen Bedienten auf der Gasse getroffen, und durch ihn sey hergeführt worden, so führte er mich sogleich in den Stall hinab, wo seine Reitpferde standen. Im Winkel desselben lag viel Stroh, ich mußte mich darauf lagern, und er bedeckte mich sorgfältig damit. Spät am Abende kam er wieder zu mir, und erzählte, daß mein Onkel ihn bereits besucht, allerhand Fragen an ihn gestellt habe, aber, ohne die eigentliche Absicht zu entdecken, wieder fortgegangen sey. Kurz darauf sey das Haus rings umher mit Wächtern umstellt worden, welche zwar nur in der Gasse auf und ab gingen, aber doch stets die Thür des Hauses beobachteten. Da er auf diese Art keine nähere Untersuchung zu fürchten hatte, und überdieß fest entschlossen war, seine Thür niemanden zu öffnen, so führte er mich wieder um Mitternacht in sein Zimmer. Dort konnten wir ungehindert sprechen und rathschlagen; er versprach zwar, mich gegen jeden tapfer zu vertheidigen, nicht aus seinen Armen zu lassen, und öffentlicher Gewalt durch seine Husaren Trotz zu biethen; da ich aber voraus sah, daß dieß ihn und mich in die größte Gefahr stürzen könnte, so bath ich ihn dringend, auf andere Rettungsmittel zu denken. Carl fand sie bald; er hatte eine alte, aber arme Tante zu Wien, sie stand bey der Monarchinn in Gnaden, wurde oft von ihr angehört, und hatte ihm selbst durch ihr Vorwort die Lieutenants-Stelle beym Re-

gimente verschafft, er beschloß, dieser sogleich alles zu schreiben, und mich ihrem Schutze zu empfehlen. Der Brief war bald fertig, aber nicht so bald entschieden; wie ich unerkannt aus der Stadt, und unverfolgt bis Wien gelangen könne? Carl hatte zwar einen Bagage-Wagen nebst Pferden und Kutscher bey sich, er versicherte mich, daß er diesen zur Noth auf einige Wochen entbehren könne, aber der Wagen stand in der Vorstadt, und ich konnte bis dahin nicht ohne Entdeckung gelangen. Endlich fand seine Erfindungskraft auch hier ein Mittel, ich mußte mich sogleich entschließen, eine Uniform von ihm anzuziehen; wie ich mit meinem Anzuge fertig war, fing eben der Tag an zu grauen. Er befahl seinem Bedienten, uns in einer kurzen Zeit mit meinen Kleidern nachzufolgen, führte mich nun kühn die Treppe hinab, und zum Hause hinaus. Die lauschenden Wächter wichen ehrerbiethig zurück, als sie zwey Husaren Arm in Arm gehen sahen, und wir kamen glücklich in der Vorstadt an. Sein Kutscher, ein treuer Kerl, versprach mich eben so glücklich nach Wien zu führen; indeß er die Anstalten dazu traf, kleidete ich mich um, nahm Abschied von meinem Carl, und warf mich in den Wagen hinein, der einsam in einem Schuppen stand. Das weiße Regentuch, mit welchem er gewöhnlich bedeckt wurde, lag darin; um von niemanden erkannt zu werden, kroch ich darunter, und harrte des Aufbruchs. Carl war, um allen Verdacht zu vermeiden, schon wieder nach der Stadt zurück gekehrt.

Wie der Kutscher die Pferde vorführte, erblickte ich durch die Flechten, mit welchen der Wagen eingefaßt war, meinen Onkel, der sich schleichend dem Kutscher näherte. Wohin so früh, Landsmann? sprach er zu ihm. Nach Fourage, antwortete der Kutscher und spannte an.

Mein Onkel. War dieß sein Herr, welcher eben von hier ging?

Der Kutscher. Ja.

Der Onkel. Und der andere Herr, welcher ihn aus der Stadt begleitete — — Wer war denn dieser?

Kutscher. Verdammt neugierig! Unser Herr Cadet war's.

Der Onkel. Wo ist er denn geblieben?

Kutscher. Was weiß ich! Im Stalle oder in der Stube. Er gab nun den Pferden einen Hieb, und mein Onkel eilte nach dem Stalle.

Lange konnte ich mich von meiner Angst und Schrecken nicht erhohlen, wir waren schon eine Stunde rasch auf der Straße vorwärts gefahren, als ich mich immer noch nicht aufzublicken getraute. Mein ehrlicher Kutscher sprach mir nun Muth zu, und versicherte mich, daß jede Gefahr vorüber sey. Seine Versicherung, der ich Anfangs nur schwach traute, bestätigte sich in der Folge, wir erreichten am sechsten Tage glücklich die Residenzstadt. Ich kehrte in einem Wirthshause ein, und ging am andern Tage mit schwerem Herzen zu Carls Tante. Von ihrer Aufnahme hing meine ganze Hoffnung,

und all mein Glück ab; sie empfing mich mit kaltem, forschendem Blicke, als ich ihr den Brief überreichte, umarmte mich aber mit um so größerer Wärme, als sie ihn gelesen hatte. Sie forderte sogleich eine genaue Erzählung von allem, was sich mit mir zugetragen hatte, fragte oft: ob ich ihren Neffen recht herzlich liebe? und fragte noch öfter, wie viel denn eigentlich meine väterliche Erbschaft betrage? — — Ich sah's deutlich, daß diese vorzüglich ihre Aufmerksamkeit erregte, und mich ihres Schutzes fähig machte; aber verargte es der guten Alten nicht, weil ihr das Glück des geliebten Neffen sehr eifrig am Herzen lag, und sie ihn oft ihren lieben Sohn nannte.

Als sie alles angehört und genau geprüft hatte, versprach sie mir alle mögliche Hoffnung, wenn ich nur so viel Geld mitgebracht hätte, daß ich mich standesmäßig kleiden, und ein Paar Monathe ernähren könnte, denn, setzte sie treuherzig hinzu, von mir können Sie wohl Fürsprache und Verwendung, aber keine Unterstützung im Gelde hoffen, weil ich kein Vermögen besitze, und von einer schmalen Pension lebe, die mir unsere Monarchinn aus besonderer Gnade gibt. Ich zeigte ihr alle meine Kostbarkeiten, sie mochten wohl acht bis zehn tausend Gulden werth seyn; die Tante ließ sogleich Juden herbey rufen, und wir verkauften sie noch am nähmlichen Morgen für fünf tausend Gulden. Diese Summe schien der Tante hinlänglich, mich wenigstens ein Jahr standesmäßig, und zur Noth auch

bis zu meiner Großjährigkeit zu ernähren. Sie ging bald hernach aus, kaufte ein, was ich am nothwendigsten brauchte, und brachte mir die Nachricht mit heim, daß sie schon in einem Kloster Kost und Wohnung für mich bestellt habe. Da ich über den Nahmen eines Klosters schon erschrak, und ihr mein Besorgniß mittheilte, so versicherte sie mich, daß die Aebtissinn ihre Verwandte sey, mich als ihr eigenes Kind pflegen würde, auch kein anderer Ort vorhanden wäre, in welchem ein unverheirathetes Fräulein, ohne seinem Ruf zu schaden, wohnen könne. Ich sah die Wahrheit ihrer Rede ein, und billigte ihre Fürsorge; sie versprach mir dagegen, mich nicht lange im Kloster schmachten zu lassen, meine ganze Geschichte bey der ersten möglichen Gelegenheit der Monarchinn vorzutragen und sie zu bitten, daß sie die Heirath zum Besten einer armen, aber alten und stets der Monarchinn ergebenen Familie billigen möge. Ehe ich noch meine Wohnung im Kloster bezog, erhielt ich Briefe von meinem Carl, der mir berichtete, daß meine Mutter noch durch zwey Tage im Städtchen geblieben sey, und ihn kurz nach meiner Abreise selbst besucht habe. Sie rasete, als er sie versicherte, daß er mich nicht gesehen habe, und schwur ihm und mir die schrecklichste Rache, wenn er meinen Aufenthalt nicht entdecken, und ich mich ihren Absichten nicht fügen würde. Da er aber ihre Drohung nicht achtete, und endlich Beweis oder Schonung forderte, so both sie ihm zwanzig tausend Gulden, wenn er sich schrift-

lich verbinden wolle, mich nie zu heirathen. Carl verwarf ganz natürlich diesen entehrenden Antrag, und sie schied mit neuen Drohungen, die auch schon in Erfüllung zu gehen schienen, weil sein Oberster ihn zum Regimente berufen, und mit strenger Strafe bedroht habe, wenn er nur der entfernten Wissenschaft von meiner Entführung oder Flucht überzeugt werden könne. Er versicherte mich am Ende, daß er nicht zage, alles Ungemach dulden, und nichts fürchten würde, wenn nur seine Leute nicht etwa mit Strenge zum Geständniß gezwungen würden, weil der Oberste ausdrücklich verlangt habe, daß er diese mit sich bringen solle.

Ich erzählte der alten Tante sogleich alles, und bath sie dringend auf Rettungsmittel zu denken; sie versprachs und forderte nur, daß ich noch am nähmlichen Tage meine Wohnung im Kloster nehmen solle, weil die Monarchinn sehr streng über den untadelhaften Ruf eines Mädchens wache, und nur diese freywillig gewählte Wohnung mich vor ihrem immer regen Argwohne schützen könne. Ich gehorchte ihrem Rathe, und zog sogleich in's Kloster. Am dritten Tage meldete mir die Pförtnerinn, daß eine Kammerfrau der Kaiserinn mich zu sprechen verlange; ich staunte hoch, als diese mir erzählte, daß sie von der Monarchinn den Auftrag habe, mich in die Burg zu führen. Sorgen Sie nicht, fügte sie hinzu, als sie meine Todesblässe sah. Ihre Tante ist bey der Monarchinn, und hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, das alles gut gehen werde.

Ungeachtet dieser trostvollen Versicherung zitterte und bebte ich doch, und war kaum fähig, mich anzukleiden. Ich war einer Ohnmacht nahe, als ich zur Monarchinn eingeführt wurde, sie sah meine Angst und sprach gnädig und liebreich mit mir. Sie fragte mich vieles, ich konnte nur mit einem zitternden Ja und Nein antworten; als sie aber forderte, daß ich ihr aufrichtig bekennen möchte: ob ich meinen Carl von ganzem Herzen liebe, und ihn zu heirathen entschlossen sey? da stürzte ich weinend zu ihren Füßen hin, und flehte um ihren Schutz, um ihr Mitleid. Sie hob mich mit sichtbarer Rührung auf, und küßte meine Stirn. Du sollst ihn haben, sprach sie im Tone eines Engels, ich will solche wahre Liebe nicht hindern, ich werde noch heute deiner Mutter schreiben, und ich hoffe, daß sie ihre Einwilligung zu einer Heirath, die ich billige, nicht länger versagen wird. Damit du aber, fuhr sie im huldreichsten Tone fort, deinen Geliebten nach Gefallen unterstützen, und seiner mir stets ergebenen Familie durch dein ansehnliches Vermögen neuen Glanz verschaffen kannst, so will ich sogleich Befehl ertheilen, daß man dich großjährig spreche. Nun, sagte sie endlich, bist du mit meinem Schutze zufrieden? Ich dankte mit innigem Gefühle und mit einer Wärme, die mich mit Muth belebte, meiner Empfindung Worte zu geben. Sie hörte mein Stammeln mit Wohlgefallen, und küßte mich wieder als ich sie Mutter nannte. Wann willst du ihn denn heirathen? sagte sie freundlich, weil du mich

zu deiner Mutter erwählt hast, so muß ich dir schon beystehen. Dein Geliebter soll sogleich auf einige Monath Urlaub erhalten, und dann wirst du wohl nicht säumen, ihn ganz glücklich zu machen? Ich wollte eben die Frage beantworten, als ein Kammerherr eintrat, und meine Mutter bey der Monarchinn anmeldete. Eben recht, sprach sie ganz gelassen, so erspare ich mir einen Brief, und ihr die Antwort. Sie blickte nun nach mir hin, ich war aufgesprungen und hielt mich fest an Carls Tante an. Führe sie in's Cabinett, sprach die Monarchinn zu ihr, ich will erst mit der Mutter sprechen, und euch dann schon rufen lassen. Was sie alles mit dieser sprach, habe ich eigentlich nie erfahren. Anfangs hörte ich meine Mutter sehr rasch reden, bald sprach aber die Monarchinn noch heftiger, hernach sprachen beyde leiser, und ich hörte meine Mutter laut schluchzen. Endlich rief die Monarchinn, und ich mußte erscheinen. Mein Kind, sprach die Erhabene, du hast deine Mutter durch die übereilte Flucht gekränkt und beleidigt, bitte Sie um Verzeihung. Ich wankte hin zu ihr, umfaßte ihre Knie und weinte laut. Ich verzeihe dir alles, sprach meine Mutter, und knirrschte mit den Zähnen. Sie hat, fuhr die Monarchinn fort, auf meine Fürbitte die Einwillung zu deiner Heirath ertheilt, bitte sie um ihren Segen! Ich gehorchte, und meine Mutter segnete mich mit einem Tone, der nicht Segen, sondern Fluch verkündigte. Und nun gehe sie in Gottes Nahmen, sprach die Mo-

narchinn im kalten Tone zu meiner Mutter, für's Uebrige will ich schon sorgen! — Sie ging schnell fort, und zog die Thür mit Nachdruck hinter sich zu.

Die Monarchinn (zu mir.) Du hast eine böse Mutter! (Zu Carls Tante.) Mit Mühe konnte ich sie nur abhalten, nicht in meiner Gegenwart ihr einziges Kind zu verfluchen. (Seufzend.) Es gibt doch sehr harte Herzen! (Zu mir sehr freundlich.) Weißt du denn etwas Neues? Dein Geliebter sitzt beym Profossen.

Ich (erschrocken.) Beym Profossen?

Die Monarchinn. Und das mit vollem Rechte. Er hat deine Flucht befördert, dich durch seine Pferde nach Wien führen lassen! davon hast du mir kein Wort erzählt.

Ich. Er thats aus Liebe.

Die Monarchinn (lachend.) Soll denn die Liebe alles entschuldigen? — Wie lange soll ich ihn wohl dort sitzen lassen?

Ich. Ach nicht lange! Ach nur nicht lange!

Die Monarchinn. Dann thät's wohl Noth, daß ich eine Staffette nach ihm schickte.

Ich. Ja, ja, eine Staffette!

Die Monarchinn (lachend.) Du bist wenigstens aufrichtig! Ich muß also schon deinen Willen erfüllen. Jetzt gehe wieder nach Hause, und wenn der Graf ankommt, so will ich dir's schon wissen lassen. Aber Strafe hat er doch verdient, du mußt mir also versprechen —— doch nein, warum sollte ich dem Aermsten seine Angst verlängern! In einer

Stunde wird die Staffette abgehen, man soll bey dir vorher erst anfragen, und wenn du ihm einige Zeilen schreiben willst, so werde ich's richtig bestellen lassen.

Sie entließ mich nun, und ich eilte nach Hause, um in meinem Zimmer Gott danken zu können. Meine Freude war groß und unaussprechlich, ich konnte sie nicht fassen, ich bethete, weinte und sprach mit mir selbst, ich wollte schreiben und vermocht's nicht. Wie der Kammerlackey den Brief von mir abfordern ließ, hatte ich noch keine Zeile geendigt, ich schrieb nun nur in höchster Eile, was ich hätte ausführlich schreiben können. Am sechsten Tage, als ich eben aufgestanden war und nachrechnete: ob mein Carl nicht etwa heute schon eintreffen könne? ließ mich seine Tante in's Sprachzimmer rufen. Ich flog hinab, und mein Carl mir in die Arme. Er war Tag und Nacht als Courier nach Wien geritten, um mich nur einige Tage eher sehen und sprechen zu können. Sein Haar hing unordentlich umher, er sah blaß und bleich aus, aber nie sah ihn mein Auge schöner, nie hatte seine Gestalt so tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht. Alles, so gar sein mit Koth bespritzter Rock war mir ein Beweis seiner heftigen und zärtlichen Liebe.

Am folgenden Tage ließen wir uns bey der Monarchinn melden, sie empfing uns mit neuer Huld und Gnade, schenkte meinem Carl den Kammerherrnschlüssel und einen Ring, welchen er mir in ihrer Gegenwart an den Finger stecken mußte,

und den sie mir mit in's Grab zu nehmen geboth. Seit dieser seligen, mir unvergeßlichen Stunde hat mich vieles und gräßliches Unglück betroffen, ich habe Noth und Elend im höchsten Grade geduldet, ich habe Wochen lang gehungert, Jahre lang gebettelt, und mich mit der elendesten Kost begnügt, aber nichts war vermögend, mich zu bewegen, den Willen der unvergeßlichen Monarchinn zu verletzen. Der Ring kann leicht einige tausend Thaler werth seyn, und diese könnten mich jetzt reichlich bis an meinen Tod ernähren; aber ich habe den Ring noch, und will ihn mit in mein Grab nehmen! — Ehe die Alte noch diese Worte ausgesprochen hatte, zog sie eine sehr zerrissene Brieftasche aus ihrem Sacke hervor, und legte sie auf ihrem Schooß; wie sie solche öffnete, fiel ein Päckchen Briefe heraus. Das sind meines Carls Briefe, sagte sie seufzend; allzu häufige Thränen haben jeden Buchstaben verletzt, ich kann sie jetzt selbst nicht mehr lesen, aber sie sind der einzige Ueberrest seiner Liebe, und mir deßwegen eben so schätzbar wie dieser Ring! Sie öffnete nun ein kleines Futteral, und reichte mir einen Ring, über dessen Glanz ich gleich beym ersten Anblicke erstaunte. Es war ein Solitär vom schönsten, reinsten Feuer, beynahe eine kleine Haselnuß groß, au jour gefaßt und ohne den geringsten Fehler. Ich bin kein echter Kenner des Edelgesteins, aber ich habe doch in meinem Leben so viele Brillanten gesehen, daß ich echt von falsch unterscheiden, und also dreist behaupten kann, daß er den angegebenen Werth

noch weit übersteigen müsse. Die Alte schien sich an meinem Erstaunen zu weiden, wenigstens bewies dieß ein kleines Lächeln ihres Mundes, ihr Auge folgte aber jeder Wendung, welche ich mit dem Ringe vornahm, und blickte oft ängstlich, wenn ich ihn nur ein wenig weit von ihr entfernte. Um nicht ihren Argwohn zu erregen, gab ich ihn zurück, und sah dann erst, daß im Ringe einige Buchstaben eingegraben waren, die ich nun nicht mehr lesen konnte. Indeß die Alte den Ring wieder sorgfältig verbarg, und ihre Brieftasche zusammen packte, begann zwischen uns folgendes Gespräch:

Die Alte. Sie staunen? Ich habe es Ihnen, glaub' ich, schon vorher gesagt, daß das Unglück seine Launen hat. Dieß ist freylich eine seiner stärksten, aber ich kann mir nicht helfen, der Ring wird mit mir begraben.

Ich. Aber, Madame, Sie haben eine unglückliche Tochter.

Die Alte. Ja, sie ist sehr unglücklich, denn sie ist wahnsinnig.

Ich. Und wollen das einzige Mittel, welches ihr Unglück lindern könnte, mit in's Grab nehmen?

Die Alte. Was soll einer Wahnsinnigen der Ring nutzen?

Ich. Der Ring freylich nichts, aber das daraus gelöste Capital könnte ihren Zustand doch um vieles verbessern, ihr Kost und Bedienung auf ihre ganze Lebenszeit sichern!

Die Alte (bitter lachend.) Auf wie lange?

Auf ihre ganze Lebenszeit? (Heftig.) Nicht auf vier Wochen! Sie glauben gar nicht, was mein Kind alles braucht, Sie können's gar nicht begreifen! Ich muß es doch seinem Stande gemäß erziehen. Ich muß meiner Tochter doch vier Bediente, eine Kammerjungfer, zwey Stubenmädchen halten, sie will auch Wagen und Pferde haben! das alles kostet Geld, ohne noch an Kleidung und Kost zu denken. Sagen Sie selbst, sind zwölf Speisen für eine solche Dame zu viel?

Ich (voll Erstaunen.) Aber Madame! —

Die Alte (äußerst zornig.) Ey was! Madame! Madame! So nennt man jede Bürgersfrau, mir gebührt der Titel Excellenz, und ich werde mir solchen nicht von jedem fremden Laffen rauben lassen! Gehe er mir aus dem Gesichte, oder ich rufe meinen Bedienten, und laß ihn derb abprügeln! Das ist der Dank, wenn man sich mit solchen hergelaufenen Burschen abgibt, und ihre unverschämte Liebeserklärung anhört. Wie können Sie nur glauben, daß sich eine Dame meines Ranges so weit herab lassen kann, Ihnen meine Hand zu reichen? Fürsten und Grafen haben vergebens darum gebuhlt, wie wollen Sie — — Sie sich nur entfernte Hoffnung machen?

Ich (mit immer steigendem Erstaunen.) Aber um's Himmels willen, ich habe ja nicht daran gedacht, ich — —

Die Alte. Was? Sie wollen es jetzt läugnen? wollen mich Lügen strafen? Die Vermessen-

heit geht immer weiter! (Läuft zum Kutscher, der unfern von uns mit dem Wagen hielt.) Er wird Zeuge seyn, und die Kühnheit seines Herrn bestätigen!

Der Kutscher (im phlegmatischen Tone.) Ich habe nichts gehört! Ich weiß nichts!

Die Alte (im sanften Tone.) Sieht er! das gefällt mir! Er ist seinem Herrn treu, und dieß verdient Belohnung. Da hat er einen Ducaten, vertrink er ihn auf meine Gesundheit! (Sich mit einem tiefen Complimente gegen mich kehrend.) Mit Ihnen, mein Herr, kann ich nun nicht länger reisen. Ihre Gesellschaft ist mir zu gefährlich, und Möglichkeit der Vereinigung läßt sich nicht hoffen. Erlauben Sie, daß ich meinen Koffer abpacken lasse, mein Wagen wird gleich nachkommen.

Sie ging nun hinter den Wagen, zog ihre Holzbürde herab, legte sie auf ihre Schultern und ging, gebückt unter ihrer Last, stillschweigend vorüber. Erstaunen hatte meine Zunge gefesselt, ich konnte nichts reden, stand und gaffte ihr nach. Da sie mit schnellen Schritten den Weg nach dem Dorfe nahm, so befahl ich meinem Kutscher, sachte nachzufahren, und setzte mich ein.

Der Kutscher (im Fahren.) Das Weib muß närrisch seyn!

Ich. Möglich, aber höchst unwahrscheinlich! Was hat sie dir denn gegeben?

Der Kutscher. Nun! Einen Ducaten!

Ich. Was? Einen Ducaten?

Der Kutscher. Nun ja! da sehen Sie nur! (Er zeigte mir den Ducaten.)

Ich. Sie muß wahnsinnig seyn. Du mußt der Aermsten das Geld zurück geben.

Der Kutscher. Herzlich gern, wie könnte ich von einer so armen Frau etwas annehmen, aber einem Narren darf man nicht widersprechen, und ich war froh, als wir sie nur los wurden.

Ich. Schon recht. Im Dorfe werden wir sie schon wieder finden.

Ich überlegte nun, was ich alles mit ihr gesprochen hatte, ich prüfte jede ihrer Reden, ihre so lange und richtige Erzählung, ich fand auch nicht den geringsten Wahnsinn darin, und doch äußerte er sich am Ende so deutlich. Es that mir sehr wehe, daß ich das Ende einer Geschichte nicht erfahren hatte, die mich so sehr interessirte, die sich wahrscheinlich schrecklich enden mußte, weil die Aermste am Ende ihrer Tage in der bittersten Armuth umher ging. Noch hatte ich keinen Entschluß gefaßt, als mein Kutscher stille hielt, abstieg, und nach einem Steine hin wanderte, auf welchem eben die Alte ruhte. Da hat sie, sagte er, den Ducaten zurück, sie wird ihn besser als ich brauchen können. Bezahl's Gott tausend Mahl, rief die Alte zu mir herüber, Gott wird's lohnen, was Sie an mir Armen so reichlich geübt haben! Der Kutscher kehrte zurück und lachte. Wenn sie's so nehmen will, murmelte er, ist's mir auch recht. Ich überlegte, ob ich mich ihr nicht nähern, nicht wenigstens den Ver-

sich wagen sollte, den übrigen Theil ihrer Geschichte zu erfahren? Ihr freundlicher, lächelnder Blick schien mich einzuladen, die Neugierde siegte, ich ging zu ihr.

Die Alte. Schön willkommen! Schön willkommen! Reisen Sie auch wieder einmahl bey uns vorüber! Nun, das freut mich, da Sie besonders (auf den Ducaten blickend) nicht auf mich vergessen haben. Wie lange wird's denn seyn, daß Sie hier vorbey reiseten, und mir meine Holzbürde über den Berg herauf führten? Wenn ich nicht ganz irre, ist wohl schon ein halbes Jahr vorüber?

Ich (mich fassend.) Ja, ja! so lange wird's sicher seyn.

Die Alte. Gott, wie die Zeit verschwindet! Alles schwindet, nur mein Unglück nicht; alles ändert sich, nur mein Elend nicht! O Herr, das ist schrecklich!

Ich. Ja wohl, ja wohl! Sie erzählten mir damahls die Geschichte Ihres Unglücks, wir wurden gestört, ich wäre sehr begierig, sie jetzt ganz zu hören.

Die Alte. Von Herzen gern! Ach! die Geschichte meines Lebens ist lehrreich für jeden, ich wollte, ich könnte sie von der Kanzel herab erzählen, sie würde mehr wirken und nützen als manche Predigt. Wie weit habe ich sie Ihnen denn erzählt?

Ehe ich antworten konnte, trat mein Kutscher zu mir, und bath mich heimlich, daß ich mich nicht

mehr mit der Närrinn abgeben möchte. Es könnte, meinte er, nicht immer so wie vorhin glücken, man hätte Beyspiele, daß solche Leute recht sanft und gut sprächen, aber mit einmahl rasend würden, und jedem nach dem Leben trachteten. Ich dankte für seinen wohlmeinenden Rath, und beruhigte ihn dadurch, daß ich mich in Acht zu nehmen versprach. Ganz Unrecht hatte er nicht, das sah ich selbst ein, aber meine Neugierde war mächtiger als die Gefahr, welche mir drohen konnte. Ich überlegte nun, wie ich das Gespräch auf's neue anfangen, und wie ich vorzüglich der Erinnerung des Rings ausweichen könne, welcher wahrscheinlich den Stoff zum Ausbruche ihres Wahnsinns lieferte. Wie ich beginnen wollte, fragte mich die Alte auf's neue: wie weit sie mir ihre Geschichte erzählt habe?

Ich. Eben hatten Sie von der Monarchinn die Erlaubniß erhalten, Ihren Carl zu heirathen, waren beyde von ihr sehr gnädig aufgenommen und reichlich beschenkt worden.

Die Alte. Richtig, ich erinnere mich schon. Den schönen Ring habe ich Ihnen doch schon gezeigt?

Ich. Ja Sie thaten es!

Die Alte. Viele Leute verdenken mir's, daß ich ihn mit in's Grab nehmen will, aber ich kann nicht anders, ich muß den Willen meiner Monarchinn streng beobachten.

Ich. Da haben Sie vollkommen Recht.

Die Alte. Nicht wahr? Nun das freut mich,

daß Sie doch auch meiner Meinung sind! O wie oft habe ich mich schon darüber geärgert, wenn man mir vorwarf, daß ich es meinem armen Kinde stehlen, sie ohne Versorgung in Jammer und Elend zurück lassen würde, aber die Leute verstehen es nicht und urtheilen nur nach ihrem eigenen, groben Gefühle, das nicht fähig ist, dieß alles zu empfinden, Sie sind einer von den wenigen, welche mit mir sympathisiren, und verdienen daher mein ganzes Vertrauen: Ich will Sie nicht länger mit der Schilderung unserer Liebe unterhalten, sie war groß und innig, sie schien mit jedem Tage sich zu mehren. Vier Wochen nachher war ich Carls Frau, die huldreiche Monarchinn hatte mich großjährig sprechen lassen, ich konnte nach Gefallen mit meinem großen Vermögen schalten, und verschrieb es meinem Carl ganz, wenn ich ohne männliche Erben sterben sollte. Mein Hochzeittag war der wonnevollste Tag meines Lebens, aber meine unnatürliche Mutter trübte ihn mächtig. Kurz zuvor, ehe wir nach der Kirche fahren wollten, erhielt ich einen Brief von ihr, welcher die schrecklichsten Flüche über mich enthielt. Sie habe mich, schrieb sie, zwar in Gegenwart der Monarchinn gesegnet, aber sie nehme nun diesen Segen zurück, und wandle ihn in Fluch um, weil ich mich auf die hinterlistigste Art ihrer Vormundschaft entzogen, und mein Vermögen, das sie ihren Anverwandten zugedacht habe, an einen Fremden verschrieben hätte. Nun folgte eine Reihe der schrecklichsten Flüche, deren Erinne-

rung

rung mir jetzt noch Schauder erregt. Dein Vermögen, schrieb sie, soll schwinden, wie Wasser im löcherichten Siebe, du sollst wahnsinnige Kinder gebären, am Ende deiner Tage betteln gehen, und den letzten derselben in Verzweifelung enden müssen. Drey dieser schrecklichen Flüche sind leider schon in Erfüllung gegangen, Gottes Barmherzigkeit wird vielleicht doch die Wirkung des letzten von mir gnädig abwenden. Mein Carl suchte mich zwar zu trösten, und mir zu beweisen, daß die Flüche einer solchen Mutter nicht wirken könnten, aber sein Trost vermochte es doch nicht, zu hindern, daß ich selbst am Altare noch weinte, und ihm meine Hand mit Thränen reichte. Die Monarchinn war so gnädig, Carls Urlaub bis zum Frühjahre zu verlängern, das endlich ihren glücklichen Ländern den Frieden brachte. Auf meine dringende Bitte legte Carl seine Stelle beym Regimente nieder, und zog mit mir auf meine Herrschaft. Wir lebten hier äußerst zufrieden und glücklich, wir würden höchst wahrscheinlich unsere Tage eben so glücklich geendet haben, wenn meine Mutter mich als ihr Kind betrachtet hätte. Rings umher wohnten ihre nächsten Anverwandten, ihr Haß gegen mich brachte es bald dahin, daß diese uns nicht allein zu kränken, sondern auch auf die unredlichste Art zu verfolgen suchten. Von tausend Beyspielen nur eins: Ich liebte Natur und Einsamkeit, mein Carl baute, ohne daß ich's wußte, in einem schönen Wäldchen eine Eremitage, und wollte sie am Tage meiner Geburt mit

einem ländlichen Feste einweihen. Wie er alles dazu veranstaltet hatte, und mich nun hinführte, fanden wir die ganze schöne Anlage verwüstet, und das Gebäude selbst auf die schrecklichste Art zerstört. Wir erfuhren nach der Hand, daß mein Onkel diese Zerstörung in der Nacht veranstaltet hätte, und meine Mutter, welche bey ihm wohnte, durch lange Zeit nicht so lustig gewesen wäre, als damahls, wie sie durch ihre Kundschafter vernahm, daß ich weinend nach Hause gefahren sey, und meinen Geburtstag ohne Fest geendet habe.

Diese und unzählige Neckereyen, welche uns jede Freude verbitterten, wenn wir sie ahnden wollten, in eben so viele Prozesse verwickelt hätten, weckten nach und nach in uns den Vorsatz, diese Gegend auf einige Zeit zu verlassen, und in fremden Ländern Zerstreuung zu suchen. Da ich meistens krank war, so gingen wir im folgenden Frühjahre nach Spaa in's Bad. Das Wasser machte mich froh und munter, ich fand Freundinnen, deren Umgang mir die Zeit sehr angenehm verkürzte, Carls Liebe minderte sich nicht, ich fühlte mich daher ganz glücklich. Zu Spaa ward stark gespielt, Carl fand Geschmack daran, und verlor ansehnliche Summen, die mir aber nicht weh thaten, weil sie sein Vergnügen beförderten. Einige Freunde hatten ihn nach Pisa geladen, die Aerzte glaubten überdieß, daß mir die milde Luft Italiens sehr heilsam seyn würde, wir reiseten dahin, und Carl spielte dort schon mit einer Leidenschaft, die ihn oft Tage

und Nächte von mir entfernte; doch da er mir jede Abwesenheit mit feuriger Liebe lohnte, so hielt ich's für grausam, ihm sein einziges Vergnügen durch Vorwürfe zu verbittern. Im Carneval gingen wir nach Venedig, und von da nach Paris, wo wir zwey volle Jahre sehr vergnügt, aber auch sehr theuer lebten. Carl führte von jeher die Casse, ich bekümmerte mich nie um's Geld, unterschrieb alles, was er mir vorlegte, ohne die geringste Untersuchung, er blieb stets der alte, treue Carl, mehr verlangte und forderte ich nicht. Er äußerte bald hernach den Wunsch, London zu sehen, ich fügte mich willig jeder seiner Launen, und wir reisten im Frühjahre dahin. Carls Leidenschaft zum Spiele hatte sich sehr gemindert, aber er fand jetzt um so größeres Vergnügen am Pferderennen, und verwettete bey diesem ansehnliche Summen. Als wir dort wieder zwey Jahre in der größten Zerstreuung durchlebt, und ich ihm eine Tochter geboren hatte, fand ich ihn oft äußerst traurig und melancholisch auf seinem Zimmer. Da ich muthmaßte, daß Englands dicke Luft auf ihn wirke, so ward mir das Land verhaßt, ich drang darauf, daß wir es je eher, je lieber verlassen sollten, Carl versprach's, verzögerte aber immer sein Versprechen von einer Zeit zur andern. Einst kam ich aus dem Theater nach Hause, fand dort einen Unbekannten, welcher mir einen Zettel überreichte, und sogleich fortging; es war meines Carls Hand, er schrieb mir, daß er wegen Ursachen, die ich mündlich erfahren sollte,

im Verhaft sitze, mich daher dringend bitte, ihn so bald als möglich zu besuchen. Ich durchwachte die Nacht weinend, quälte mich mit tausend schrecklichen Vorstellungen, und eilte am Morgen nach seinem Gefängnisse. Er sank schluchzend in meine Arme, flehte um Vergebung, und verfluchte seinen Leichtsinn, der mich und ihn unglücklich gemacht habe. O du kannst mir nicht vergeben, du mußt mich ewig hassen und verfluchen, schrie er immer, wenn ich ihn versicherte, daß ich gefaßt sey, das Schrecklichste mit Gelassenheit anzuhören. Erst nach langer Zeit, und auf meine dringende Bitte, ward mir seine allerdings sehr schreckliche Erzählung. Als wir aus Böhmen abreisten, hatten wir dreyßig tausend Gulden, welche zu unserer Reise bestimmt waren, mit uns genommen. Carl verspielte den größten Theil dieser Summe zu Spaa, und sandte schon von dort aus an den Verwalter unserer Güter eine Obligation auf vierzig tausend Gulden, welche er auf meine Herrschaft aufnehmen sollte. Ich hatte sie ohne Untersuchung unterschrieben, und Carl fand das Geld schon zu Pisa, wie wir dort anlangten. Da der Verwalter ihm nebenbey schrieb, daß auf ähnliche Obligationen Geld genug zu haben sey, so spielte Carl ohne Zurückhaltung, und verlor diese Summe beynahe ganz. Schon von Venedig ward wieder eine neue Obligation verabschickt, von Paris ebenfalls, und wie wir diese Stadt verließen, so erhob Carl abermahls funfzig tausend Gulden, welche der Verwalter gegen Obligationen

überschickt hatte. Diese letzte Summe war in zwey Jahren wieder verschwendet, Carl hatte unter dieser langen Zeit nicht nach Böhmen geschrieben, er that's jetzt, und erhielt von daher einen Brief, welcher ihn aus seinem Leichtsinne schrecklich weckte. Sie haben, schrieb ihm der Verwalter, durch fünf Jahre zwey Mahl hundert siebzig tausend Gulden Schulden auf Ihre Herrschaft gemacht, und diese Summe, laut Ihren Original-Quittungen, richtig erhalten. Wie ich Ihnen die letzten funfzig tausend Gulden nach Paris übersandt hatte, kündigten Ihre Gläubiger mit ein Mahl alle Schuldposten auf. Ich gab Ihnen sogleich Nachricht davon, und erhielt keine Antwort, ich schrieb fünf Mahl nach Paris, ich stellte Ihnen die dringende Gefahr augenscheinlich vor, ich bath um Ihre schleunige Zurückkunft, Sie kamen, Sie antworteten nicht. Die Schuldner klagten, die Herrschaft wurde vom Gerichte feil gebothen, und, da keine andern Käufer sich fanden, um die Schuldsumme von zwey Mahl hundert siebzig tausend Gulden an den Onkel ihrer Frau Gemahlinn verkauft; dieser besitzt sie schon ein halbes Jahr, ich bin jetzt sein Verwalter, und kann Ihnen daher keinen Pfennig mehr senden, weil Sie nichts mehr zu fordern haben. Daß Sie, fügte er am Ende bey, den fünfjährigen Ertrag der Herrschaft ebenfalls erhalten haben, beweisen Ihre Quittungen und meine Rechnungen, die ich jederzeit vorzulegen, bereit und willig bin.

Dieser höchst traurige Brief war die Ursache

von Carls Melancholie, er verschwieg mir ihn, weil er noch an der Wahrheit des schrecklichen Inhalts zweifelte, und von einigen Freunden, an welche er geschrieben hatte, bessere Nachricht erwartete; aber alle bestätigten sein Unglück, und Carl mißbrauchte seinen Credit zu London, um mir nur noch länger dasselbe verschweigen zu können. Wie er die ausgestellten Wechsel endlich nicht bezahlen konnte, ward er in's Gefängniß gesetzt. Ich fühlte während seiner Erzählung mehr den Verlust seiner Freyheit, als meines Vermögens, ich suchte nur jene zu retten, und eilte nach Hause, um meinen ansehnlichen Schmuck zu verkaufen. Seine Schulden betrugen nur funfzehn hundert Guineen, ich erhielt diese bald für alle meine Kostbarkeiten, und fühlte mich wieder glücklich, als ich mit meinem Carl frey aus dem Gefängnisse wandern konnte.

Da meine Herrschaft wenigstens eine halbe Million werth war, und wir daher mit Recht offnen Betrug beym Verkaufe vermuthen konnten, so beschlossen wir jetzt, sogleich nach Böhmen zu reisen und, wenn nichts fruchten sollte, der gerechten Monarchinn unsre Noth zu klagen. Wir verkauften alles, was wir noch besaßen, brachten vier tausend Thaler zusammen, und reisten damit nach Deutschland. In Hamburg, wo wir der schlechten Witterung wegen einige Tage ruhen mußten, machte Carl mit einigen Schiffs-Capitänen Bekanntschaft, sie verleiteten ihn zum Spiele, er gewann am ersten Tage eine ansehnliche Summe, verlor

aber am andern den ganzen Gewinn, und den Ueberrest unsers Vermögens. Reue und Verzweiflung bemächtigte sich seiner gleich stark, er erklärte die Gesellschaft für falsche Spieler, sie forderten Genugthuung und er wurde tödtlich verwundet in mein Zimmer getragen.

Ich will Ihnen meinen Jammer, mein Elend, das nun schrecklich begann und nie mehr endete, nicht schildern, beydes war, wie meine Liebe, unermeßlich. Carl starb in meinen Armen; wie ich ihn begraben, alle meine Leute entlassen und bezahlt hatte, nun mit meinem Kinde weiter reisen wollte, hatte ich noch hundert Thaler. Ich theilte sie sparsam ein, und langte eben zu Wien an, als ich den letzten Thaler wechseln ließ. Carls Tante, zu welcher ich meine Zuflucht nehmen wollte, war ein Jahr zuvor gestorben, keiner meiner ehemahligen Freunde wollte sich meiner annehmen, und wie ich es endlich wagte, mich bey der Monarchinn melden zu lassen, so ließ sie mir sagen, daß sie von meiner Verschwendung vollkommen unterrichtet sey, und es sehr bedaure, daß sie meine rechtschaffene Mutter so unverdient gekränkt habe. Von ihr hätte ich künftig keine Unterstützung zu hoffen, und würde sehr klug handeln, wenn ich auf immer die Residenz und ihr Angesicht meidete. Ich mußte nun meines unglücklichen Kindes wegen den Bettelstab ergreifen, ich wanderte volle zehn Jahre in vielen Ländern umher, fand immer auf den Schlössern und in den Städten gutherzige Menschen, welche mich nährten

und kleideten. Ich sprach hundert Advocaten über den Prozeß, welchen ich mit meinem Onkel zu führen gedachte, aber keiner wollte mir Beystand leisten, weil meine Güter gerichtlich verkauft wurden, und dieses nicht dafür zu haften habe, wenn, aus Mangel der Käufer, dieselben auch nur um den halben Werth bezahlt wurden. Meine Tochter war damahls funfzehn Jahre alt, ich liebte sie innig und zärtlich, und ward von ihr eben so sehr wieder geliebt. Eine schreckliche Begebenheit, die aber allen Menschen ein Geheimniß bleiben muß, machte sie wahnsinnig, und warf mich auf's Krankenlager. Da dieß zu Grätz in Steyermark geschah, und die mitleidigen Seelen, welche mich bisher ernährt hatten, mich nicht länger bey sich behalten wollten, so ward ich, gleich einer Bettlerinn, auf dem Schub nach der Hauptstadt meines Vaterlands verabschickt, von dort führte man mich krank und elend auf meine ehemahlige Herrschaft, und empfahl mich der Fürsorge meiner Anverwandten. Meine Mutter war schon seit einigen Jahren gestorben, sie hatte mich vollkommen enterbt, und ihr eigenes Vermögen, das in ansehnlichen Capitalien bestand, meinem Onkel vermacht. Schon aus dieser Rücksicht hätte er mich besser behandeln sollen, aber er empfing mich mit dem empfindlichsten Spotte, schimpfte weidlich über die hohe Landesstelle, welche ihn zwingen wollte, eine Bettlerinn auf seinen Gütern zu ernähren. Er schwur, daß er mich nicht in seinem Schlosse dulden werde, und sandte mich nach diesem

entlegenen Dorfe, wo mir ein elendes Hirtenhaus zu meiner Wohnung angewiesen wurde. Seiner Anweisung zu Folge, soll ich monathlich in seinem Rentamte zehn Gulden erheben, aber ich bin schon einige Jahre hier, und habe von ihm noch keinen Pfennig angenommen, ich schäme mich nicht, zu betteln, aber ich würde mich schämen, von dem Urheber meines Unglücks Wohlthaten anzunehmen. Denn dieß war sein Werk, er hat — wie ich später erfuhr — in Gesellschaft meiner Mutter alle meine Schuldbriefe eingelöset, um mit ein Mahl sie alle aufkündigen, und auf Bezahlung dringen zu können. Er hat meinen Verwalter bestochen, durch seine Hülfe wurden die Güter im niedrigsten Preise abgeschätzt, und dadurch fremde Käufer abgeschreckt, mehr dafür zu biethen. Er hat es sogar dahin gebracht, daß die Herrschaft nicht wie gewöhnlich sequestrirt, sondern sogleich verkauft wurde. Sagen Sie selbst: ob ich nicht Ursache habe, diesen Mann zu hassen? Ob's möglich ist, daß ich eine elende Summe von ihm als Wohlthat annehmen kann, da er mir eine unendlich größere schuldig ist?

Sie schwieg nun stille, und wischte sich die Thränen von den Wangen, welche die Erinnerung ihres Unglücks den Augen reichlich entlockt hatte. Wie ich noch vor ihr stand, einige Worte des Trostes für sie suchte, und keine fand, läutete man im Dorfe die Mittagsglocke, sie horchte. Schon Mittag, sprach sie, dann muß ich nach Hause eilen,

mein armes Kind wird hungern! Bey diesen Worten stand sie schnell auf, ließ ihre Holzbürde liegen, und ging mit starken Schritten nach dem Dorfe. Ich befahl meinem Kutscher, im Wirthshause die Pferde zu füttern, und eilte ihr nach. Ich wollte, wo möglich, ihr Kind sehen und sprechen, ich fühlte im Voraus, daß es meinem Herzen äußerst weh thun würde, wenn ich ein junges, wahnsinniges Mädchen in der Gesellschaft einer eben so wahnsinnigen Mutter sprechen sollte, aber dieß Mädchen schien mir die größte Ehrfurcht zu verdienen, weil es ganz gewiß aus Uebermaß der Empfindung, aus Schmerz über das unverdiente Unglück einer geliebten Mutter wahnsinnig wurde. Daß die letztere auch ihren Verstand verloren hatte, wunderte mich jetzt nicht mehr, denn wer über solche Dinge den Verstand nicht verliert, der hat wohl keinen zu verlieren.

Ich näherte mich nun der kleinen Hütte, in welche die Alte schon eingetreten war, mit banger Erwartung, mit tiefer Ehrfurcht; ich öffnete leise die Stubenthür, und überblickte die Wohnung des Jammers mit Schaudern. In der armseligen Wohnung stand kein Tisch, kein Stuhl, nur am Ofen eine kleine hölzerne Bank, und im Hintergrunde ein Bett, das mit zerrissenen, aber doch saubern Vorhängen umgeben war. Die Alte stand am Bette, zog die etwas geöffneten Vorhänge wieder zu, und schlich auf den Zehen nach dem Fenster. Im Gehen erblickte sie mich, sie legte den Finger

auf den Mund, und rief mir leise zu: sie schläft! sie schläft!

Die Alte (freundlich.) Sie wollen gewiß meine Tochter sehen?

Ich. Nicht aus Neugierde, aus wahrer innerer Theilnahme!

Die Alte. Sie schläft, aber das hindert's nicht, kommen Sie nur leise herbey. Sie werden ein schönes, aber leider ein wahnsinniges Mädchen sehen.

Sie zog nun den Vorhang sachte hinweg, ich näherte mich zitternd. Eine weiße, schöne Schlafhaube, die mit einem breiten, blaßrothen Bande umwunden war, verkündigte mir deutlich, daß die arme Mutter vielleicht manchen Kreutzer erbetteln mußte, ehe sie das geliebte Kind mit diesem kleinen Putze erfreuen konnte. Thränen füllten mein Auge, ich konnte nichts sehen, die Unglückliche hatte überdieß ihr Gesicht gegen die Wand gekehrt, die Blenden der Haube deckten es. Die Mutter merkte meine Verlegenheit, und drehte den Kopf der Schlafenden sanft herum. — — In meinem ganzen Leben bin ich in meiner Erwartung nie so arg, nie so überraschend betrogen worden, ich blickte, ich sah fest, ich traute meinen Augen nicht, ich wischte die Thränen weg, ich sah von neuem und sah immer nur einen bemahlten Haubenstock vor mir liegen, der mich mit seinen starren, schwarz gemahlten Augen fürchterlich angrinste. Mein Erstaunen, meine Verwunderung, meine Verwirrung blieb der Mut-

ter nicht unbemerkt, es mehrte ihr sanftes Lächeln, mit welchem sie mich unverwandt anblickte. Nicht wahr, sprach sie endlich, ich habe eine schöne Tochter? Unterdrücken Sie ihr Erstaunen nicht, mehrere Fremde haben sie schon gesehen, und sind mit der Versicherung geschieden, daß sie nie ein schöneres Mädchen sahen! O wäre sie nicht wahnsinnig, ihre Schönheit, ihr schmachtender, einnehmender Blick hätte schon längst das Herz eines Fürsten gerührt, sie wäre seine Gattinn, und könnte ihre alte Mutter reichlich ernähren! Aber nun ist jede Aussicht verloren! Schlaf Caroline, schlaf! (Sie drehte den Kopf wieder gegen die Wand, und zog die Vorhänge zu) der Schlaf ist ihr einziges Glück, denn schlafend fühlt sie ihr Unglück nicht. — — Jetzt werden Sie vergeben, ich muß in die Küche gehen, und eine Suppe kochen.

Sie ging geschäftig fort, ich folgte langsam. Noch herrschte immer Erstaunen in meinem Blicke, ich stand auf dem freyen Dorfplatze, blickte umher, und suchte mich zu fassen. Ein ehrwürdiger Priester ging langsam vorüber, er grüßte mich freundlich. Sie waren da unten in der Hütte? sprach er, und lächelte von neuem.

Ich. Ja, ich war dort, und bin in meiner Erwartung sehr betrogen worden.

Priester. Glaub's gerne, es ist schon mehrern so ergangen. Noch ärger sind Sie aber betrogen worden, wenn sie Ihnen auch ihre Geschichte

erzählt hat, und Sie vielleicht in dieser Gegend nicht bekannt sind.

Ich. Sie hat mir alles erzählt, ich reise zum ersten Mahle durch diese Gegend.

Priester. Dann werden Sie sich weidlich wundern, wenn ich Sie auf meine Ehre versichere, daß die ganze Geschichte eine Erdichtung ihrer Einbildungskraft, eine Erfindung ihres Wahnsinns ist.

Ich. Das ist unmöglich.

Pfarrer. So muß es Ihnen freylich scheinen, aber es ist doch nicht anders. Um Sie mit ein Mahl zu überzeugen, darf ich Ihnen nur sagen, daß diese ganze Herrschaft einem Kloster gehört, und dieses solche schon über zwey hundert Jahre eigenthümlich besitzt. Ich bin ein Mitglied desselben, und jetzt hier als Pfarrer angestellt. Wollen Sie mir's nicht glauben, so befragen Sie alle Bewohner des Dorfs, und jeder wird Ihnen das Nähmliche erzählen.

Ich. Wer ist denn also die wunderbare Alte, welche so vortrefflich Erwartung zu erregen versteht?

Pfarrer. Das weiß ich nicht, das weiß niemand.

Ich. Immer wunderbarer, immer abenteuerlicher!

Pfarrer. Vor ungefähr sechs Jahren fand sie unser menschenfreundlicher Abt auf einem einsamen Spatziergange. Sie saß an einem Bache, hatte ihren Haubenstock im Arme, und bemühte

sich, ihm Wasser durch ein kleines Glas in den Mund zu schütten. Da der Abt sogleich Wahnsinn argwohnte, durch ihre sonderbaren Geberden noch mehr davon überzeugt wurde, so wollte er sie nicht dem blinden Ungefähre überlassen, und hielt es für Pflicht, für ihren Unterhalt Sorge zu tragen. Er führte sie nach dem Kloster, und übergab sie der Aufsicht einer tugendsamen Matrone. Sie sprach drey Monathe kein Wort, und man fing schon an, sie für wirklich stumm zu halten, bis sie einst den Abt in seiner Kutsche vorbey fahren sah. Sie rief sogleich erschrocken aus: das ist mein Onkel! das ist mein Onkel! und erzählte nun allen Anwesenden, ohne die Spur eines Wahnsinnes zu verrathen, die ganze Geschichte, welche sie Ihnen wahrscheinlich auch erzählt hat. Da diese Geschichte bey vielen, welche sie hörten, falsches Licht über die Familie, von welcher sie abzustammen vorgab, verbreitete, die Wahnsinnige überdieß den guten Abt von nun an einen grausamen, barbarischen und ungerechten Onkel nannte, so räumte ihr dieser in diesem einsamen Dorfe, wo selten ein Reisender vorbey kommt, eine Wohnung ein. Er hat sie hübsch und sauber einrichten lassen, aber sie duldet nicht das geringste Geräthe darin, wirft alles hinaus, und behält nur das Bett, in welchem aber nicht sie, sondern der Haubenstock schläft, welchen sie für ihr Kind ausgibt. Ich habe den Auftrag vom Abte, ihr täglich hinlängliche Speisen zu senden, sie nimmt solche alle Mahl an, schüttet oder schenkt sie

aber auch alle Mahl wieder weg; sie lebt meistens vom trockenen Brote, welches sie bey den Bauern bettelt, und genießt keine Semmel, wenn ihr auch ein gutherziges Weib ein Stückchen schenkt. Alles Geld, was sie dann und wann von Fremden erhält, schenkt sie sogleich wieder weg, erst gestern bekam sie von einer benachbarten Edelfrau einen Ducaten, und ich bin überzeugt, daß sie solchen bereits weg geschenkt hat. Sie geht fast täglich nach Holz in den Wald, sucht solches in den entferntesten Gegenden zusammen, trägt's mit größter Mühe bis in's Dorf, und wirft es dann weg. Wenn ich im Winter nicht für ihren Ofen sorgte, so würde sie sicher erfrieren.

Ich. Wie heißt denn das Schloß, welches da hinten im Thale liegt?

Pfarrer. Das ist unser Kloster, und dieß nennt sie ihr Schloß.

Ich. Sie muß doch von vornehmer Geburt seyn, denn ihre Brieftasche, ihr Ring scheint es zu bestätigen.

Pfarrer. Allerdings! wir haben beydes genau untersucht, aber nichts entdecket. Der Ring ist wirklich echt, und soll über drey tausend Gulden werth seyn. Weh dem, welcher ihr solchen zu nehmen sucht, sie raset dann schrecklich. Im Ringe sind die Buchstaben: F. K. G. H. eingegraben.

Ich. Und die Briefe?

Pfarrer. Sind alle unlesbar. Das Papier ist gelb, und alle Buchstaben sind so in einander ge-

flossen, daß man nur selten ein unbedeutendes Wort lesen kann. Da sie den Ring schon vielen, und mancherley Leuten gezeigt hat, und leicht einmahl einen zum Raube desselben verleiten kann, so machte ich schon oft dem Abte den Vorschlag, einen ähnlichen aber falschen verfertigen, und ihn unbemerkt gegen den echten vertauschen zu lassen, aber er denkt zu gewissenhaft, glaubt, daß man's für Habsucht nehmen könne, und will der Armen nicht ihren einzigen Trost rauben.

Ich. Hat man denn gar keine Muthmaßung: woher sie kam? wer sie seyn könne?

Pfarrer. Gar keine! Daß sie eine Ausländerinn ist, beweiset ihr Dialect, mehr kann ich Ihnen nicht sagen, ob wir uns gleich Anfangs alle Mühe gaben, mehr zu erfahren. Wir haben die Beschreibung ihrer Person sogar in Zeitungen kund gemacht, aber nie erfolgte eine Nachfrage. Nur vor ungefähr einem Monathe kam ein fremder Herr hier an, brachte ein Zeitungsblatt, welches ihre Beschreibung enthielt, mit sich, und fragte sehr begierig nach ihr. Ich führte ihn selbst in ihre Hütte, er betrachtete sie genau, schien sehr gerührt zu seyn, und sprach endlich mit ihr in einer Sprache, welche ich nicht verstand, sie antwortete sehr fertig in eben dieser Sprache, endlich ging der fremde Herr ohne nähere Erklärung fort.

Ich. Aber ich begreife nicht, wie sie in ihrem Wahnsinne eine so wahrscheinliche, zusammen hängende

gende Geschichte ersinnen konnte? Ist sie wirklich eine Ausländerinn, so wundert's mich noch mehr, weil sie doch Kenntniß der Familien und Städte des Landes besitzt.

Pfarrer. Das ist freylich ein Räthsel, welches ich Ihnen nicht lösen kann, aber gewiß ist es, daß sie nicht Baroninn B** heißen, nicht einen Grafen L** aus Ungarn zum Manne haben konnte, denn unser Abt hat darüber die genauesten Nachrichten eingezogen, und ist überzeugt worden, daß ihre ganze Geschichte, selbst das Gespräch mit der Monarchinn, ein Werk ihrer verirrten Einbildungskraft sey.

Ich. Zu welcher Religion bekennt sie sich denn?

Pfarrer. Zu der katholischen, wenn man gewissen äußerlichen Kennzeichen trauen darf, doch geht sie nie zur Beichte, nie in die Kirche, sie bleibt entweder am Eingange derselben stehen, oder bethet auf den Gräbern des Kirchhofs andächtig und lange. Da ich sie einige Mahl selbst mit zur Kirche nehmen wollte, so versicherte sie mich mit vielem Ernste, daß sie auf ausdrücklichen Befehl des Papstes keine Kirche betreten dürfe, und von ihm mit dem Kirchenbanne sey belegt worden.

Gern hätte ich mehr mit dem Pfarrer gesprochen, aber der Schulmeister meldete ihm, daß ein Kranker seine schleunige Hülfe fordere, und er eilte mit einem freundlichen Gruße von dannen.

Ich ging nach dem Wirthshause, sprach mit dem Wirthe von der seltenen Alten, und erfuhr durch ihn, daß mir der Pfarrer die strengste Wahrheit erzählt habe, mehr wußte er aber ebenfalls nicht, nur meinte er, daß ihr Wahnsinn wohl nur Verstellung seyn könne, weil sie oft äußerst vernünftig spräche, und über die wichtigsten Dinge ein so gelehrtes Urtheil fälle, daß selbst die Professores im Kloster darüber erstaunen müßten.

Ohne meine äußerst geweckte Neugierde nur im Geringsten weiter befriedigen zu können, mußte ich endlich abreisen, und da mich der Weg einige Jahre nicht in die Gegend führte, so blieb mir die Geschichte der Alten immer ein unauflösliches Räthsel.

Vor zwey Jahren, als ich wieder in diese Gegend kam, und die Hütte der Alten durch den Dorfhirten bewohnt fand, erfuhr ich, daß sie bald nach meiner Abreise zur Nachtszeit in einer schönen Kutsche mit vier Pferden bespannt, aus dem Dorfe sey abgehohlt worden. Niemand, selbst der Pfarrer konnte oder wollte mir mehr erzählen. Erst vor kurzem erfuhr ich durch einen besondern Zufall die höchst merkwürdige, und wahre Geschichte der Alten. Ich würde sie meinen Lesern sogleich mittheilen, wenn nicht noch einige besondere Begebenheiten nähere Aufklärung erforderten. Ich will diese wunderbare Geschichte gern ohne den geringsten Zusatz mit der strengsten Wahrheitsliebe

erzählen, und müßte unwahrscheinlich werden, wenn ich die Aufklärung verschiedener dunkler Umstände nicht abwarten wollte. In dem zweyten Bändchen wird also die Vollendung dieser Geschichte folgen.

Inhalt.

I. Seite

Katharine P***rin 1

II.

Joseph Carl 29

III.

Wilhelm M***r und Caroline W — g . . 54

IV.

Jacob W***r 94

V.

Friedrich M***r und seine Familie . . . 112

VI.

Caroline G — von H — 144

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Biographien der Wahnsinnigen

Bd.: 1

1810

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2527(1/2#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414721-0